

ANSPRACHEN UND ANDERE TEXTE  
Bischof Dr. Gerhard Feige

# Durchkreuzte Hoffnung

Bistum Magdeburg  
2023

## Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg

Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg

bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Susanne Sperling | Umschlaggestaltung: Ronald Reinicke

Titelfoto: Kreuz von Friedrich Press auf Bild von Waltraud Farr, Fotografie: Dr. Karin Wollschläger,

Idee: #TeamFeige

Fotos: Cicero (74), Feige privat (77, 78), Oliver Gierens ( 31, 42, 44), katholisch.de (98), pbm (13, 14, 15, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 28, 30, 34, 36, 37, 48, 51, 52, 53, 61, 67, 81, 82, 84, 87, 88, 91, 93, 97, 108), Pfarrbriefservice.de (26, 64, 68), Pressestelle Bistum Dresden-Meißen (103), Screenshot (73), Michael Schulze (39), Nicole Speer (9,10,), Jennifer Stieler (108), Henriette Tekaath (57,59), Maurice Weiss (108).

## Vorwort

Hoffnung trotz Krieg, Klimakatastrophe und Konflikten in unserer Gesellschaft, wie soll das gehen? Klingt das nicht nach Vertröstung oder Ausrede? Individuelle Lebenswege werden durchkreuzt von unvorhersehbaren Ereignissen. Not und Leid, sei es auf der Flucht oder nach gescheiterten Beziehungen, führen doch eher zu Hoffnungslosigkeit.

Dabei gibt der christliche Glaube ein großartiges Fundament mit auf den Weg: die durchkreuzte Hoffnung. Hoffnung, die wirklich trägt über den Tod hinaus. Eine Motivationskraft, die durch die Krise trägt, aber gleichzeitig auch eigenes Handeln einfordert.

Diese neue Broschüre mit Ansprachen und anderen Texten von Bischof Dr. Gerhard Feige behandelt eine Vielfalt von Themen. Sie bietet Raum für persönliche Reflexion und eröffnet neue Perspektiven auf die drängenden Fragen der Zeit. Neben Glauben und Hoffnung kommt auch die Liebe nicht zu kurz, sei es zur Eheschließung oder nach 50 und mehr Ehejahren.

Beheimatung, sozialetische und durchkreuzte Reformideen werden ebenso behandelt wie ökumenische Themen und das gesellschaftlich schwierige Verhältnis zwischen Osis und Wessis. Die neu beauftragten Religionslehrerinnen und Religionslehrern, die an der Schnittstelle zwischen Gesellschaft und Kirche stehen, geben – wie Bischof Feige sagt, wesentliche Impulse, „wie Menschen in der Welt sein wollen.“

Tauchen Sie ein in diese Sammlung inspirierender Texte. Sie werden feststellen, dass selbst in den dunkelsten Momenten das Licht der vom Glauben getragenen „durchkreuzten Hoffnung“ strahlt.

Und bleiben Sie in der Liebe!

Ihre  
Susanne Sperling

Pressesprecherin  
Bistum Magdeburg

# INHALTSVERZEICHNIS

<b>Was werden wir hinterlassen?</b>	<b>9</b>
Predigt auf der Landesgartenschau in Torgau am 21. August 2022	
<b>Von Liebe, Ehe und Gott</b>	<b>13</b>
Predigt zu einer Trauung am 27. August 2022	
<b>beheimatet</b>	<b>18</b>
Predigt zur Bistumswallfahrt 2022	
<b>Was ist der Mensch?</b>	<b>24</b>
Ansprache beim Kongress christlicher Krankenhäuser in Mitteldeutschland <i>„Der letzte Wille. Herausforderungen Suizidassistentz und das christliche Selbstverständnis“</i> am 14. September 2022	
<b>Im Geiste der Seligpreisungen</b>	<b>28</b>
Predigt anlässlich „50 Jahre Wiederbeginn des benediktinischen Lebens auf der Huysburg“ am 18. September 2022	
<b>25 Jahre refugium e.V.</b>	<b>33</b>
Eröffnung des Festgottesdienstes und Gedanken zu den Lesungen am 20. September 2022	
<b>Ökumenisches Engagement</b>	<b>38</b>
Grußwort beim Festakt zum 75-jährigen Jubiläum des Lutherischen Weltbundes und seines Deutschen Nationalkomitees auf der Wartburg bei Eisenach am 7. Oktober 2022	
<b>„Auferstehung im Museum“</b>	<b>41</b>
Grußwort bei der Präsentation des Gemäldes „Der auferstandene Christus“ im Kulturhistorischen Museum Magdeburg am 18. Oktober 2022	
<b>In der Seelsorge schlägt das Herz der Kirche</b>	<b>44</b>
Predigt beim Pastoraltag 2022	
<b>Synodalität</b>	<b>47</b>
Grußwort an die Synode der EKD am 6. November 2022 in Magdeburg	
<b>Reaktion auf die Catholica-Berichte</b>	<b>51</b>
bei den Synoden von EKD und VELKD am 6. November 2022 in Magdeburg	

<b>„Sternstunde der Menschheitsgeschichte“</b> Predigt zur Christmette 2022	<b>56</b>
<b>Niedergang oder Wiederkehr der Religion?</b> Predigt zum Hochfest Epiphanie 2023	<b>60</b>
<b>Hinter die Fassade blicken</b> Predigt am Aschermittwoch 2023	<b>64</b>
<b>„Durchkreuzte Hoffnung“</b> Brief zur österlichen Bußzeit 2023	<b>67</b>
<b>Manche scheuen Reformen „wie der Teufel das Weihwasser“</b> Interview mit Ingo Brüggengjürgen für domradio.de am 1. März 2023	<b>71</b>
<b>„In Zeiten wie diesen brauchen wir Vermittler zwischen Ost und West“</b> Interview mit Volker Resing vom Cicero am 12. März 2023	<b>74</b>
<b>Im Kreuz ist Leben</b> Predigt zur Diözesanversammlung der Malteser am 1. April 2023	<b>80</b>
<b>„Jesus war kein Postbeamter“</b> Predigt beim Dies sacerdotalis 2023	<b>85</b>
<b>„Alles wirkliche Leben ist Beziehung“ (Martin Buber)</b> Predigt zum Ostersonntag 2023	<b>89</b>
<b>Kirchliche Sendung, Auftrag und Rückhalt</b> Predigt bei der Verleihung der Missio canonica am 19. April 2023	<b>93</b>
<b>Verhältnis war schon ermutigender und hoffnungsvoller</b> Interview von Steffen Zimmermann zum schwierigen Verhältnis von Ost und West in: katholisch.de vom 2. Mai 2023	<b>98</b>



# Was werden wir hinterlassen?

Predigt auf der Landesgartenschau in Torgau am 21. August 2022

„Was wird Ihr Vermächtnis sein? Was werden Sie hinterlassen, Herr Scholz?“ Mit dieser Frage beendete die Klimaaktivistin Vanessa Nakate ihre Dankesrede anlässlich der Verleihung des ersten Helmut-Schmidt-Zukunftspreises (Die Zeit N°28 vom 7. Juli 2022). Dieser Preis, der einem besonderen Engagement für Demokratie und Gemeinwohl gewidmet ist, wurde in diesem Jahr zum ersten Mal in der Hamburger Elbphilharmonie verliehen. In seinem Sinn setzt sich die junge Frau aus Uganda ein und macht darauf aufmerksam, wohin unser derzeitiger Lebenswandel führen wird, wenn sich daran nichts ändert. Gerade die ärmsten Länder dieser Erde sind es ja, die unter Dürren oder Überschwemmungen, Hunger und Durst leiden. Angesichts der voranschreitenden Auswirkungen des Klimawandels für ihre Heimat Kampala, die bald ein „öder, verdorrter, unbewohnbarer Ort“ sein wird, hat sie deshalb auch gefragt, was ein solcher Preis überhaupt wert sei.

„Was wird Ihr Vermächtnis sein?“ Diese Frage der jungen Klimaaktivistin gilt nicht nur dem Bundeskanzler, sie ist in gleicher Weise an uns alle gerichtet: Was für eine Welt werden wir den nachfolgenden Generationen hinterlassen? Was wird unser Vermächtnis sein?



Das Kirchwäldchen bei der LAGA in Torgau.

## Gottes Vermächtnis

Von Gottes Vermächtnis an die ganze Schöpfung haben wir in den Lesungstexten gehört. Er hat die Welt als einen Lebensraum gestaltet. Quelle und Bäche versorgen die Schöpfung mit Wasser; die Erde lässt wachsen, was zur Nahrung dienen kann. Alle Lebewesen finden ausreichend zu essen und zu trinken. Alles durchzieht eine Ordnung, die hilft, in einer friedvollen Gemeinschaft zu leben. „Gott hat“ – so betet es der Psalmist (Psalm 104,5) – „die Erde auf Pfeiler gegründet, in alle Ewigkeit wird sie nicht wanken.“ Das Vermächtnis Gottes, wie wir es in den Texten hören, ist ein solides Fundament, das den Geschöpfen Sicherheit und einen Raum zum Leben gibt; er gibt uns eine Welt, die uns nährt und an der wir uns erfreuen können.

In alldem kommt dem Menschen eine besondere Stellung zu. Er wird als „Abbild Gottes“ beschrieben. „Abbild“ zu sein bedeutet im Alten Orient, jemanden zu repräsentieren. Alle Menschen – so die biblische Schrift – sind demnach also dazu geschaffen, Gott in der Schöpfung zu vertreten, so wie gute Hausverwalter den Hausbesitzer. Diese Stellung bringt aber auch eine besondere Verantwortung mit sich. Hier ist die Übersetzung des hebräischen Textes leider sehr missverständlich. „Unterwerft euch die Erde“ und „herrscht über die Fische, die Vögel und über alle Tiere“



Jung und alt erfreuen sich am selbstgebastelten Kreuz für die LAGA.



(vgl. Gen 1,28). Diese Übersetzung hatte über Jahrhunderte hinweg eine schrankenlose Herrschaft des Menschen über seine Mitgeschöpfe und die ganze Erde zur Folge. Heute wissen wir, dass die hebräischen Begriffe an dieser Stelle stattdessen meinen: Der Mensch ist dazu beauftragt, wie Gott für Pflanzen und Tiere zu sorgen, sie zu hegen und zu pflegen. Es ist der Auftrag zu einer liebevollen Fürsorge, so dass alle Lebewesen das bekommen, was sie zum Leben brauchen. Oder noch anders formuliert, gewissermaßen als biblisches Leitbild für unseren Umgang mit der Erde und ihren Gütern: Die Schöpfung ist Gottes Werk und damit sein Eigentum. Uns wurde alles lediglich als Leihgabe überlassen. Mit Geliehenem aber geht man achtsam und ehrfürchtig um. Wir sind nicht der Schöpfer, sondern ebenfalls Geschöpf, aber mitverantwortlich für alles Geschaffene.

## Zeichen der Zeit

Wir wissen heute nicht nur die Worte der Bibel besser zu verstehen, sie in ihren ursprünglichen Kontext einzuordnen und damit die eigentliche Bedeutung herauszuheben, ohne dabei in einer Wortwörtlichkeit verharren zu müssen. Auch über die Zusammenhänge in der Welt, die Auswirkungen unseres Handelns für das Klima weltweit haben wir detaillierte Kenntnis und sichere Prognosen. Gerade deshalb, weil unser Wissen immer größer wird, ist es erschreckend, wie sehr die Worte Jesu, wie der Evangelist sie überliefert hat (Lk 12,54–56), auch uns gelten: „Wenn ihr im Westen eine Wolke aufsteigen seht, sagt ihr sofort: Es gibt Regen. Und so geschieht es. Und wenn der Südwind weht, sagt ihr: Es wird heiß. Und es geschieht. Ihr Heuchler! Das Aussehen der Erde und des Himmels wisst ihr zu deuten. Warum könnt ihr dann diese Zeit der Entscheidung nicht deuten?“. Seit vielen Jahren sind die Auswirkungen des menschlichen Handelns auf Umwelt, Natur und Klima bekannt, aber geändert hat sich bislang wenig. Der Mensch wird seiner ihm von Gott übertragenen Verantwortung nicht gerecht. Verantwortung übernehmen heißt auch, Entscheidungen zu treffen, gerade in einer Zeit wie der unseren, in der wir vor großen Veränderungen und Herausforderungen stehen. Die besondere Würde, mit der Gott uns Menschen bei der Schöpfung ausgestattet hat, geht mit einer besonderen Verantwortung für die Schöpfung einher. Vanessa Nakate hat dies verstanden. Sie versucht auf ihre Weise, den göttlichen Schöpfungsauftrag in die Tat umzusetzen und Entscheidungen anzustoßen. In ihrem lauten Rufen in

unsere Richtung erinnert sie an Johannes den Täufer, den Rufer in der Wüste. Er rief die Menschen seiner Zeit zur Umkehr auf, er zeigte ihnen einen neuen Lebensstil als eine echte Perspektive für ihr Leben.

### Unser Auftrag

Wenn wir das nicht begreifen und entsprechend umkehren, bringen wir die Erde schon bald „an den Rand apokalyptischer Selbstzerstörung“. Bislang haben wir Menschen auf vielerlei Weise unsere Sonderstellung in der Schöpfung missbraucht. Dazu gehört auch der maßlose Umgang mit den natürlichen Ressourcen unserer Erde, als ob sie unerschöpflich seien. Wir brauchen einen tiefgreifenden Kurswechsel, in dem ökologisches Denken und soziale Gerechtigkeit zusammen gesehen werden. Eine neue Ehrfurcht ist vonnöten: in erster Linie vor dem Menschen von seinem Anfang bis zu seinem Ende, aber auch vor der Umwelt, und besonders vor den Tieren und Pflanzen. Auch sie sind auf Gott den Schöpfer bezogen und nicht einfach nur dazu da, um uns zu nützen. Als Christen sind wir mit dafür verantwortlich, „den Planeten Erde als zukunftsfähiges ‚Lebenshaus‘ für alle Geschöpfe“ zu bewahren. Und wenn wir anders leben, können wir tatsächlich etwas bewirken. Was hat sich zum Beispiel in den letzten 30 Jahren nicht schon alles verändert. Auch viele von uns sind dafür sensibler geworden. Notgedrungen wird angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen unser Umgang mit der Energie sich sowieso verändern müssen.

Liebe Schwestern und Brüder, lassen wir uns davon ansprechen. Werden wir Ruferinnen und Rufer in der Wüste, wie es Vanessa Nakate eine ist. Verändern wir im Kleinen, was uns möglich ist. Dann können wir daran mitwirken, Gottes Vermächtnis wieder aufscheinen zu lassen, dann kann unsere Erde wieder zu einem Lebensraum werden, und zu einem Ort, an dem wir ausruhen und Kraft schöpfen können, ein Ort wie dieses Kirchenwäldchen, an dem wir heute gemeinsam Gottesdienst feiern dürfen.

# Von Liebe, Ehe und Gott

Predigt zu einer Trauung am 27. August 2022

Bei der Suche nach originellen Beschreibungen dessen, was sich mit Ehe und Familie verbindet, bin ich auch auf manche ironischen – aber durchaus bedenkenswerten – Äußerungen gestoßen. So heißt es z.B. in einem Sprichwort aus Sulina: „Wenn ein Mann eine Frau zu seiner Ehegefährtin macht, ist das das größte Kompliment, das er ihr machen kann, und es ist für gewöhnlich sein letztes.“ Nicht hoffnungsvoller argumentiert Kurt Tucholsky: „In der Ehe pflegt gewöhnlich einer der Dumme zu sein. Nur wenn zwei Dumme heiraten – das kann mitunter gut gehen.“ Für Woody Allen ist „Ehe ... der Versuch, Probleme zu lösen, die man allein nicht gehabt hat.“ Winston Churchill warnt hingegen davor: „Wenn zwei Menschen immer der gleichen Meinung sind, ist einer überflüssig.“ Und Eduard Mörike empfiehlt: „Wer keinen Humor hat, sollte nicht heiraten.“ Offensichtlich fordern Ehe und Familie immer schon Kritik heraus, werden Schwachstellen genüsslich aufgespießt.

Heutzutage kommt noch hinzu, dass die auf Familie ausgerichtete Ehe – oberflächlich betrachtet – ein Auslaufmodell menschlichen Zusammenlebens zu sein scheint. Andere Formen machen sich breit. Manchen



Auch die Segensfeier für die Ehepaare, die 50, 60 oder mehr Jahre verheiratet sind, konnte 2022 wieder stattfinden.

erscheint Ehe fast als ein Schreckgespenst für Bravheit, Erstarrung und Vereinnahmung. Und immer seltener gelingt das, was Menschen sich zu Beginn ihrer Liebe erträumen: dass die Bindung aneinander ein Leben lang halten möge.

Erstaunlicherweise ist die Sehnsucht nach Treue aber trotz gegenteiliger Erfahrungen bei vielen nicht ausgestorben. Nach wie vor haben Ehe und Familie für die meisten Menschen weiterhin einen ganz hohen Stellenwert, sieht man darin einen Hort der Sicherheit, des sozialen Rückhalts und der emotionalen Unterstützung. Angesichts permanenter Veränderungen und Verunsicherungen sind Verlässlichkeit, Halt und Geborgenheit sogar mehr denn je gefragt, bilden Ehe und Familie als gewissermaßen „älteste Selbsthilfegruppe der Welt“ auch eine wesentliche Grundlage für den sozialen Frieden und den Zusammenhang einer Gesellschaft. Politik und Sozialstaat können dies fördern oder behindern, aber nicht ersetzen oder selbst schaffen

Wie aber kann ein Leben in Treue gelingen? Hat Ehe in vergangenen Zeiten nicht einfach deshalb funktioniert, weil man nichts anderes kannte und der gesellschaftliche Druck groß genug war? Sicher fand die Ehe früher durch viele Rahmenbedingungen mehr Unterstützung als



Bischof em. Leo Nowak unterstützte bei der Segnung der Jubelpaare.



heute. Und doch konnte und kann sie – so jedenfalls unser heutiges Verständnis – immer nur dann gelingen, wenn tatsächlich Liebe im Spiel ist: nicht jene Liebe, von der oberflächlich in Schlagern gesungen oder in billigen Romanen geschrieben wird; nicht jene Liebe, die den anderen vereinnahmt, beherrschen und gebrauchen will; nicht Liebe als irgendeine Gefühlsduselei, sondern vielmehr als wirksame Kraft, die sich auch durch negative Erfahrungen nicht enttäuschen lässt; die den anderen annimmt, wie er ist; die vertraut und hofft, dass alle Schwierigkeiten gemeinsam überwunden werden. In der heutigen Lesung aus dem 1. Korintherbrief hat Paulus sie gewissermaßen in den höchsten Tönen besungen: „Die Liebe ist langmütig, ... bläht sich nicht auf, ... sucht nicht ihren Vorteil, ...trägt das Böse nicht nach, ... erträgt alles, ... hält allem stand.“

Was hier sehr ideal beschrieben wird, zeigt sich im Alltag freilich oftmals auf recht schlichte Weise. Im bekannten Musical „Anatevka“ stellt der Milchmann Tevje seiner Frau Golde nach 25 Jahren Ehe die Frage: „Golde, liebst du mich?“ Worauf sie antwortet: „Frag mich nicht so dummes Zeug!“ Er aber beharrt: „Golde, liebst du mich?“ Da sagt sie: „25 Jahre lebe ich mit dir, schlafe mit dir, koche dir, habe ich dir Kinder aufgezogen. Soll das nicht Liebe sein?“ „Ehen“ – so heißt ein bekannter Spruch – „werden im Himmel geschlossen, aber auf Erden gelebt.“ Liebe wird sich also bewähren müssen und sicher in manchen Beziehungen wandeln. Sie kann im Alltag ganz selbstverständliche Gestalt annehmen und hat es doch nötig, immer wieder auch ausgesprochen zu werden.

Wer aber echte Liebe erfährt, kann auch eine Ahnung von der Liebe Gottes bekommen und nimmt sogar an der Liebe Gottes teil. So singen wir auch in einem unserer Lieder: „Wo die Liebe und die Güte, da ist Gott.“ Schon die alten Griechen haben Liebe und Ehe als ein göttliches Geschenk verstanden. In einer ihrer Legenden heißt es, dass am Anfang Götter und Menschen auf der Erde zusammenlebten. Als die Götter wieder in den Himmel zurückkehrten, baten die Menschen sie, ihnen doch ein Andenken zu hinterlassen. Und die Götter schenkten ihnen daraufhin die Ehe. Damit hält sie gewissermaßen die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies wach. Letztlich gründet alle menschliche Treue – so glauben wir Christen – in der unendlichen Treue Gottes zu uns Menschen. In unserer Unvollkommenheit können wir uns nicht gegenseitig Gott sein. Wer solche überzogenen Erwartungen an seinen Partner hat, überfordert ihn maßlos und wird schon bald heillos enttäuscht werden. Das bringt auch Friedrich Hölderlin zum Ausdruck, wenn er sagt: „Dadurch haben sich die Menschen die Ehe zur Hölle gemacht, dass sie sie zu ihrem Himmel machen wollten.“

Uns Menschen geht gewissermaßen immer wieder – wie es im Evangelium von der Hochzeit zu Kana heißt (Joh 2,1-11) – der Wein aus, und manchmal ist auch unser Wasser schal. Die eigenen Leistungen und Erfolge sind begrenzt. Wir möchten feiern – doch uns fehlt die Freude. Die Krüge sind leer. Da gilt es, diese Krüge mit dem Wasser des alltäglichen Lebens zu füllen und sie im Glauben Jesus Christus hinzuhalten. Wir dürfen und sollen alles – die Sorgen und Nöte, den guten Willen und die kleine Kraft, die Dankbarkeit und die Bitterkeit – in die Krüge füllen und auf Verwandlung hoffen. „Ich bin gekommen“ – so sagt Jesus einmal – „damit sie das Leben haben, und es in Fülle haben.“

Was könnte dabei helfen? Papst Franziskus spricht immer wieder von drei Worten, die den Weg öffnen können, um in Ehe und Familie gut und in Frieden zusammenzuleben. Diese Worte heißen: „Bitte – Danke – Entschuldigung“. Es sind einfache Worte, sagt der Papst, aber sie erfordern große Kraft. „Bitte“: Das bedeutet, dass man Respekt vor dem anderen hat und nicht einfach über ihn oder sie verfügt. Einander um etwas zu bitten, ermöglicht immer neu, sich gegenseitig etwas zu schenken, ja: sich selbst zu schenken. Ähnliches gilt für das Wort „Danke“: Wer „Danke“ sagen kann, erkennt damit die Würde der anderen Person an und hält nichts für selbstverständlich. Besonders schwer

fällt vielen das dritte Wort: „Entschuldigung“. Doch ohne die Bitte um Vergebung einerseits und ohne die Bereitschaft zu verzeihen andererseits werden „kleine Risse zu großen Gräben“. Sich aus ganzem Herzen zu entschuldigen und aus ganzem Herzen zu verzeihen, heilt die Wunden, die wir Menschen uns oftmals gegenseitig zufügen. So ist immer wieder auch ein Neuanfang möglich. „Bitte, Danke, Entschuldigung“ – das sind geradezu Schlüsselwörter für das Gelingen einer guten Ehe, für das Zusammenleben in unseren Familien und in der Gesellschaft. Jemand (Wilhelm Schmidt) hat einmal gesagt: „Niemand würde behaupten, dauerhaft nur Glück im Zusammenleben einer Familie zu empfinden. Trotzdem bricht nicht jede Familie gleich am ersten unglücklichen Tag auseinander. Das liegt doch daran, dass es in den Beziehungen um Sinn geht und nicht um Glück. Wenn das Glück Pause macht, ist der Sinn noch da.“ Sich mit- und füreinander den Herausforderungen des Lebens zu stellen, kann also auch dann tragen, wenn nicht immer die Sonne scheint.

Liebes Brautpaar, möge eure Ehe und Familie – wie wir Katholiken sagen – ein Sakrament sein, ein sichtbarer Ausdruck für eine unsichtbare Wirklichkeit, eine Gemeinschaft, die von der Liebe Gottes lebt und diese auch ausstrahlt. Mögt ihr vertrauensvoll „durch dick und dünn gehen“, Freud und Leid miteinander teilen, gesegnet sein und zum Segen für andere werden.



Bischof Dr. Gerhard Feige beim Empfang der Ehejubilare im Gemeindesaal der Kathedralpfarre St. Sebastian.

# beheimatet

Predigt zur Bistumswallfahrt 2022

Was sucht ihr?"

„Was sucht ihr?“, so fragt Jesus die beiden Jünger, die Johannes der Täufer auf ihn verwiesen hat (Joh 1,38). Und genauso ungewöhnlich ist deren Gegenfrage: „Wo wohnst du?“ Am Anfang dieser Berufungsgeschichte steht also nicht die Aufforderung Jesu, ihm zu folgen, sondern das Bedürfnis der beiden Jünger, wissen zu wollen, wo er zuhause ist, das Interesse, ihn dadurch genauer kennenlernen zu können. Offensichtlich verbirgt sich dahinter die Sehnsucht, irgendwo anzukommen und dazuzugehören, Halt zu finden und auf weitere Orientierung hoffen zu dürfen. Einfacher gesagt: Sie suchen eine neue Heimat.

Heimat – so könnte man zunächst einmal sagen – ist ein Sehnsuchtsort, dem wir uns emotional zugehörig fühlen, ein Ort, wo wir womöglich aufgewachsen sind oder später Wurzeln geschlagen haben, ein Ort, mit dem wir besondere Umstände und Erlebnisse verbinden. Als ich z. B. einmal längere Zeit in Rom war, habe ich mich bald nach deutschem Mischwald und dunklem Brot gesehnt. So ein Ort ist uns schon dadurch vertraut, dass die alltäglichen Wege bekannt sind und nicht jeden Tag aufs Neue erschlossen werden müssen. An ihm fühlen wir uns sicher und geborgen. Aus dem Urlaub, beruflicher Abwesenheit oder einem Studium dahin zurückgekehrt, fühlen sich viele endlich wieder zuhause.



Daneben gibt es aber auch so etwas, wie eine „geistige Heimat“, die man bei Menschen findet, die ähnlich denken oder gleiche Werte vertreten wie man selbst. Insofern können auch Kirchen und christliche Gemeinden Menschen, die





unterwegs sind, vertraute Anknüpfungspunkte bieten oder Flüchtlingen und Vertriebenen – wie bei uns nach dem II. Weltkrieg oder auch jetzt – zu einer neuen Heimat werden. Schon als Jugendlicher ist das für mich einmal recht anschaulich geworden, als ich einen Bildband über die Weltkirche mit dem Titel „Überall bist du zuhause“ in die Hände bekam.

Wer aber seine Heimat verlassen muss oder auch freiwillig verlässt, kommt sich danach oftmals völlig entwurzelt vor. „Die Verwurzelung“ – so schreibt Simone Weil – „ist (aber) wohl das wichtigste und am meisten verkannte Bedürfnis der menschlichen Seele.“ Wenn Sie wollen, können Sie übrigens heute in einer Ausstellung im Romanischen Saal noch mehr über diese französische Philosophin erfahren. Angesichts eines immer stärker werdenden Kollektivismus war sie für den fortschreitenden Prozess der Entwurzelung des Individuums äußerst sensibel.

Hinzukommen noch andere Entwicklungen, die verunsichern und als bedrohlich wahrgenommen werden. Wir leben in einer Zeit des Umbruchs. Die Art und Weise zu leben, in der wir uns in den letzten Jahrzehnten eingerichtet haben, wird immer mehr in Frage gestellt. Vieles ist in einem radikalen Wandel begriffen. Dabei sind es nicht nur Kriege und Umweltkatastrophen, die Menschen mit dem Gefühl zurücklassen,



entwurzelt und selbst in ihrem vertrauten Umfeld fremd zu sein, sondern auch solche Phänomene wie die zunehmende Globalisierung und Digitalisierung. Joachim Höhn spricht davon, dass „Heimatverlust“ „auch eine Erfahrung von kultureller Unbehagtheit und psychischer Obdachlosigkeit (ist), die ... auch Alteingesessene überkommen kann“. Einige Gruppen nutzen solche Verunsicherungen, indem sie den Begriff der Heimat fremdenfeindlich instrumentalisieren und politisch missbrauchen. Sie erheben den Anspruch, zu definieren, was Heimat bedeutet und wer dazugehören darf, tragen den Begriff plakativ vor sich her, um andere auszugrenzen und sie am Bleiben zu hindern.

### Wo bleibst du?

Um den Gedanken des „Bleibens“ geht es aber auch den Jüngern Jesu, nicht nur darum, ihn kennenzulernen. Das griechische Wort *menein*, das die Einheitsübersetzung mit „wohnen“ wiedergibt, ist eigentlich weiter zu fassen und bedeutet – anders übersetzt – „bleiben“. „Wo bleibst du?“ lautet also die Frage der Jünger. Sie fragen Jesus nach dem, was das Bleibende in seinem Leben ist, das, was ihn trägt. Letztlich geben sie damit Antwort auf die Frage, die Jesus ihnen stellt: Was sucht ihr? Sie suchen nach einer Bleibe für ihr eigenes Leben, nach dem, worin sie sich verwurzeln können.

Bei ihrer Suche nach dem Bleibenden im Leben verharren die Jünger aber nicht bei sich selbst. Sie fragen danach, was ihnen die Person Jesu und sein Leben anzubieten hat. Sie fragen danach, wo er bleibt. Und er

antwortet ihnen: „Kommt und seht.“ Jesus fordert die Jünger und auch uns dazu auf, sich auf den Weg zu machen und zu erfahren, ob wir bei ihm finden, was wir suchen. Dazu müssen wir uns auf die Nachfolge einlassen, um uns zu entscheiden, ob wir tatsächlich bei diesem Jesus bleiben wollen. Die Jünger wagen dieses Experiment. Sie gehen mit Jesus mit und sehen; und sie bleiben bei ihm, den Rest des Tages und die Nacht. Darauf weist die etwas merkwürdige Zeitangabe „Es war aber um die zehnte Stunde“ hin. Man kann diese Zeitangabe, die von Sonnenaufgang gerechnet ca. 4 Uhr nachmittags meint, als die Stunde der Erfüllung deuten. Dann hätten die Jünger bereits gefunden, wonach sie suchen. Wahrscheinlicher ist damit zur Zeit Jesu aber die Stunde gemeint, zu der man den Besuch über Abend und Nacht ausweitete. Es war dann nämlich schon zu spät, um sich wieder auf den Weg zu machen. Man musste also wirklich bleiben.

Die Jünger bleiben bei Jesus, kehren nicht zurück in das ihnen so gewohnte Leben. Aufzubrechen ist immer ein Wagnis. Man lässt Vertrautes und alte Sicherheiten – ja das, was wir oftmals mit Heimat verbinden – hinter sich und begibt sich ins Ungewisse und Unsichere. In der Bibel hören wir immer wieder von solchen Geschichten, in denen Menschen aufbrechen, losziehen und sich auf das Experiment des Glaubens einlassen. Abraham verlässt seine Heimat und folgt dem Ruf Gottes. Die Israeliten verlassen die sicheren Fleischtöpfe Ägyptens und schließen sich Mose an. Und dann verlassen auch die Jünger und Jüngerinnen Jesu im Neuen Testament ihr Zuhause und ihre Berufe am See Genezareth und schließen sich Jesus an. Bei ihm finden sie nicht nur



Auf der Wallfahrt im Gespräch mit Mitarbeitenden der Caritas.



ein Zuhause, nicht bloß einen Ort, an dem sie wohnen können, sie finden eine Bleibe, die ihr eigenes Leben trägt.

Und schließlich ziehen sie selbst aus, um die Frohe Botschaft zu verkünden und werden dadurch zu Multiplikatoren der Aufforderung Jesu „Kommt und seht“.

### **Kommt und seht**

Liebe Schwestern und Brüder, wenn wir in diesem Jahr wieder zur Wallfahrt aufbrechen, um miteinander in Kontakt zu kommen und gemeinsam Gottesdienst zu feiern, dann sind auch wir unterwegs, um dem zu begegnen, bei dem wir bleiben und Wurzeln schlagen können. Dabei ist uns durchaus bewusst, worauf Paulus in seinem Brief an die Philipper (3,20f.) deutlich hinweist: „Unsere Heimat ist im Himmel. Von dorthier erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn, als Retter, der unseren armseligen Leib verwandeln wird in die Gestalt seines verherrlichten Leibes, in der Kraft, mit der er sich alles unterwerfen kann.“ Damit werden wir nicht etwa auf das Jenseits vertröstet und zur Weltflucht aufgerufen. Uns wird aber eine Perspektive aufgezeigt, die auch dann noch trägt, wenn wir alles loslassen müssen, was uns bislang vertraut war und Halt und Geborgenheit gegeben hat. Zugleich glauben wir, dass mit der Menschwerdung Jesu Christi dieser Himmel – das Reich Gottes – bereits in unsere Welt gekommen ist und auch mitten in unserem Alltag wirkt. Dafür hat Jesus in seinem irdischen Leben den Menschen immer wieder die Augen öffnen wollen.

Deshalb können wir Christen die Sehnsucht nach Heimat bei uns selbst und anderen zutiefst ernst nehmen. So viele Menschen haben Sehnsucht danach, in dieser komplexen Welt doch irgendwo verwurzelt zu sein. So viele Menschen hungern danach, irgendwo dazugehören. Diese Sehnsucht dürfen wir nicht denen überlassen, die daraus politisches Kapital schlagen wollen. Als Christen haben wir eine Hoffnung zu bieten, die trägt und nährt, und das über jede romantisierende oder fremdenfeindliche Heimatdebatte hinaus. Aus dieser Hoffnung heraus engagieren wir uns und bemühen uns darum, auch denen Heimat zu ermöglichen, die unbehaust sind. Aus dieser Hoffnung heraus wissen wir, dass Heimat nichts ist, „was einem selbst und der eigenen Gruppe allein gehört“, keine statische und unveränderliche Größe. Heimat hat vielmehr mit Begegnung zu tun. „Heimat“ – so hat es jemand (Georg Cremer) einmal formuliert – „schafft, wer im Kleinen dazu beiträgt, dass Menschen sich mit Offenheit, Vertrauen und Respekt begegnen.“ Und dazu gehören „Menschen, die hier geboren, und Menschen, die gekommen sind, um hier eine neue Heimat zu finden“.

Immer wieder öffnet sich der Himmel für uns: so auch in diesem festlichen Gottesdienst, so auch dann, wenn wir uns geliebt und geborgen fühlen, so auch dann, wenn wir in den Augen unserer Mitmenschen den Bruder und die Schwester erkennen. Möge unsere Sehnsucht nach Frieden und Harmonie, nach Wärme und Geborgenheit nicht ins Leere laufen.

Mögen wir selbst im Vertrauen auf Jesus Christus zu Multiplikatoren seiner Einladung an die Jünger werden und zu unseren Mitmenschen sagen können: „Kommt und seht!“



# Was ist der Mensch?

Ansprache am 14. September 2022  
beim Kongress christlicher Krankenhäuser in Mitteldeutschland  
*Der letzte Wille. Herausforderungen  
Suizidassistentz und das christliche Selbstverständnis*

Was ist der Mensch? Diese Frage treibt Menschen schon seit Jahrtausenden um und wird sehr unterschiedlich zu beantworten versucht: Ein genetisches Zufallsprodukt – oder ein bewusst hervorgebrachtes Geschöpf? Eine gesichtslose Nummer – oder ein unverwechselbares Original? Das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse – oder ein selbst bestimmtes Individuum? Vielleicht aber einfach auch nur sich selbst ein Rätsel?

Eingebunden in einen natürlichen Kreislauf von Werden und Vergehen sind wir der Vergänglichkeit unterworfen. Wir werden geboren, wachsen heran, entwickeln uns, altern und sterben. Das sind normalerweise die Bedingungen, die wir Menschen mit allem Lebendigen teilen. Und gleichzeitig ist in unserem Herzen eine unausrottbare Sehnsucht nach mehr, nach etwas Größerem, nach Sinn, nach Liebe, nach unbegrenzter Zukunft. Diese Sehnsucht lässt uns nicht zur Ruhe kommen. Elend und Größe, Macht und Ohnmacht sind die Pole, in denen sich diese Suche immer wieder bewegt.

Auch die Bibel sieht den Menschen ganz realistisch in einer solchen Spannung. Einerseits wird groß über ihn gedacht. „Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, du hast ihn gekrönt mit Pracht und Herrlichkeit“, betet König David im eben gesprochenen Psalm (8,5). Wie oft tun wir uns im Alltag schwer damit, diese Pracht und Herrlichkeit in den Menschen, denen wir begegnen, wahrzunehmen, auch dann, wenn man der Krankheit ins Gesicht blickt, die manchmal nur wenig Menschliches noch erahnen lässt. Und dennoch sind jedem Menschen ausnahmslos Herrlichkeit und Pracht gegeben. Als Christinnen und Christen sind wir der tiefen Überzeugung, dass Gott den Menschen mit einer unveräußerlichen Würde ausgestattet hat, die zu keinem Zeitpunkt des Lebens in Frage steht. Diese Würde hat ihren Grund darin, dass der Mensch mit Vernunft und Freiheit ausgezeichnet ist, ja, eine Freiheit, die sogar so weit reicht, dass er sich von sich selbst distanzieren

kann (Viktor E. Frankl). Selbstbestimmt geht der Mensch durchs Leben, ist keine Marionette seiner Wünsche und Triebe und auch keine Marionette Gottes. Gleichzeitig ist seine Freiheit aber nicht absolut, nicht grenzenlos. Es ist eine vor Gott verantwortete Freiheit, die jeden Menschen dazu beauftragt, eine besondere Verantwortung für sich selbst, alle Mitgeschöpfe und die Schöpfung als Ganze zu übernehmen. Aus dieser Verantwortung wird er nicht entlassen, und kann er sich selbst auch nicht entlassen.

„Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott“, formuliert es der Psalmist. Unsere Ebenbildlichkeit reicht aber eben nicht ganz bis an das Gottsein heran. Das wird in anderen Psalmen auch klar und nüchtern formuliert: Der Herr „weiß, was wir für Gebilde sind, er bedenkt, dass wir Staub sind. Wie Gras sind die Tage des Menschen, er blüht wie die Blume des Feldes. Fährt der Wind darüber, ist sie dahin; der Ort, wo sie stand, weiß nichts mehr von ihr“ (Ps 103, 14-16) Oder: „Nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin und kehren zurück zum Staub“ (Ps 104,29). Zumeist nehmen wir diese Endlichkeit nicht bewusst wahr, besonders dann nicht, wenn wir als junge Menschen mitten im Leben stehen. Vom Ende und der eigenen Vergänglichkeit scheinen wir dann noch weit entfernt zu sein. Und trotzdem lässt uns das nicht los, können wir es nicht überwinden, holt es uns doch manchmal unangekündigt und unvorbereitet ein. In wenigen Zeilen bringt der Theologe und Dichter Andreas Knapp diese ganze Spanne des menschlichen Lebens ins Wort.

Er schreibt:

wir stammen  
vom nichts  
und stürzen  
ins nichts  
dazwischen  
endlich leben  
und unendlich viele  
fragezeichen

Tatsächlich, wir sind ein unauslotbares Geheimnis, gleichen gewissermaßen einem funkelnden Eiskristall am Fenster: „Außergewöhnlich komplex und atemberaubend schön – im nächsten Moment jedoch bereits wieder aufgelöst ins ‚scheinbare‘ Nichts“. Das Leben bleibt voller

Fragezeichen, es ist vielschichtig und komplex, es birgt Herausforderungen, denen wir uns als Menschen immer wieder stellen müssen.

Die Erzählung von der Heilung des Blinden (MK 8,22-26) nimmt uns in eine solche Situation mit hinein. Dort wird von einem Menschen erzählt, der erblindet ist. Zur Zeit Jesu war das nicht nur eine Herausforderung für den eigenen Alltag, sondern hatte auch Konsequenzen für die gesellschaftliche Zugehörigkeit. Und auch in unserer Zeit gibt es die Gefahr, Krankheit und Alter zu stigmatisieren, solchen Menschen einen Platz am Rande der Gesellschaft zuzuweisen. Wie aber geht Jesus mit diesen Menschen um? Zunächst – so schildert es der Evangelist Markus – agiert er als Mediziner. In der Antike war man von der Wirksamkeit des Speichels bei bestimmten Augenerkrankungen überzeugt und setzte es therapeutisch ein. Vor allem aber wendet er sich dem Menschen, den er vor sich hat, zu, dem ganzen Menschen. So können wir die Aussage „er war wiederhergestellt“ verstehen. Und damit ist sicherlich nicht nur seine körperliche und gesellschaftliche Funktion gemeint. Nein, dieser Mensch, dem Nähe und Zuwendung geschenkt wird, dem Jesus zuhört und den er ernst nimmt, ist in seinem ganzen Menschsein wiederhergestellt. Heilungsgeschichten sind nicht als bloße Wundergeschichten zu verstehen, in der Krankheiten einfach verschwinden. Manche Krankheit verschwindet nicht, ist nicht heilbar. Heilungsgeschichten sind Begegnungsgeschichten, sind Erzählungen der





Hinwendung Jesu zu uns Menschen, besonders in solchen Situationen, die das Leben unerträglich und wenig lebenswert machen.

Während bisher galt, „dass kein Mensch über das Leben und den Tod eines Menschen verfügen darf, auch nicht der einzelne Mensch hinsichtlich seines eigenen Sterbens“, sehen es immer mehr sogar „als Ausdruck menschlicher Würde an, auch über den Zeitpunkt des eigenen Todes ... entscheiden zu können“. Damit werden auch Ärzte und Ärztinnen, deren Ethos bis heute darin besteht, dem Leben zu dienen, zur Heilung beizutragen, Schmerzen zu lindern und Lebensqualität zu verbessern, in unzumutbare Entscheidungssituationen geraten.

Wesentlich bleibt dabei auch weiterhin, dass es bei diesem Thema in erster Linie wohl darum gehen muss, Menschen, die zu verzweifeln drohen und sich den schnellen Tod wünschen, ganzheitlich zu begleiten, sich ihnen liebevoll zuzuwenden und sie bestmöglich zu versorgen. Darum – so meine ich – sollten kirchliche Einrichtungen dem derzeitigen Druck nach Suizidassistenten nicht nachgeben. „Vielmehr“ – so formuliert es eine Benediktinerin, die selbst ihre an Alzheimer-Demenz leidende Schwester 20 Jahre lang bis zu ihrem Tod begleitet hat, recht eindrücklich – „muss die medizinische, pflegerische und vor allem seelsorgerliche Begleitung der Sterbenden und Angehörigen im Mittelpunkt stehen. [...] Hier können die Kirchen ein machtvolles Zeichen setzen. An der Weise des Umgangs mit Krankheit und Tod entscheiden sich [...] die grundlegenden Fragen des Menschseins.“

# Im Geiste der Seligpreisungen

Predigt am 18. September 2022 anlässlich  
„50 Jahre Wiederbeginn des benediktinischen Lebens  
auf der Huysburg“

## Handlungsplan oder Träumerei?

Wie Mose von einem Berg die Gebote des Alten Bundes verkündet hat, so verkündet Jesus von einem Berg die Gebote des Neuen Bundes. Und er beginnt mit den Seligpreisungen, die wir eben gehört haben (Mk 5,1-12a). Schon seit der frühen Kirche wird darum gerungen, an wen sich diese erste öffentliche Rede Jesu eigentlich richtet und was er damit sagen will. Sind das Anweisungen zum richtigen Handeln, oder ist das eher eine Empfehlung für die innere Gesinnung? Lässt sich so etwas tatsächlich umsetzen, oder ist das eine weltfremde Träumerei? Manche haben diesen Text so verstanden, dass er nur für diejenigen gedacht ist, die ganz besonders radikal ihren Glauben leben wollen: Nonnen und Mönche oder eben heiligmäßig Veranlagte. Für christlich „Normalsterbliche“ sei es unmöglich, so friedlich, barmherzig und vertrauensvoll zu sein. Andere – z.B. Martin Luther – waren davon überzeugt, dass man das durchaus wörtlich nehmen müsse und sehr wohl so leben solle, allerdings nur im



Privaten, nicht aber, wenn man ein öffentliches Amt habe. Fazit also: Mit den Seligpreisungen lasse sich keine Politik machen. Umgekehrt hielten Marxisten wie Ernst Bloch oder Schriftsteller wie Leo Tolstoi gerade die darin gepriesenen Verhaltensweisen für bestens geeignet, eine gerechte und friedliche Gesellschaft herbeizuführen. Wieder andere – z.B. Friedrich Nietzsche oder Karl Marx – fanden diese Worte Jesu ärgerlich und kontraproduktiv. Denn, anstatt dass die Menschen ermutigt würden, sich tatkräftig durchzusetzen und für eine bessere Welt zu kämpfen, würden sie für ihr Schwäche und ihr Versagen auch noch gelobt oder auf ein Jenseits vertröstet. Immer wieder hat die Bergpredigt also Menschen fasziniert, hat sie angezogen oder auch abgestoßen. Unberührt ist davon kaum jemand geblieben. Und alle sind sich im Grunde einig: Wenn wir Menschen nur etwas von diesen Vorstellungen Jesu verwirklichen würden, sähe es in unserer Welt anders aus.

Ist die Bergpredigt aber das, was oftmals vorschnell aus ihr gemacht wird: entweder ein Tugendkatalog für besondere Typen oder ein Handlungsplan für den Alltag bzw. Rezeptbuch für Revolutionäre? Dann müsste ja – wenn nur vieles davon beherzigt würde – schon jetzt das Paradies auf Erden zu schaffen sein. So einfach ist das aber nicht. Wer aufmerksam auf die Seligpreisungen hört, wird merken: Der Grundton ist ein anderer. Da wird nicht mit ethischen Forderungen begonnen, sondern verheißen, dass wir gut handeln können, weil es eine tiefere Wirklichkeit gibt, die uns trägt. Gerade wenn wir arm, traurig oder verfolgt sind, ist Gott uns nahe. Das bedeutet: Du Mensch kannst Frieden bewirken, du kannst Gerechtigkeit anstreben, du kannst barmherzig sein, weil du nicht dauernd um dich selbst Angst haben musst. Du kommst nicht zu kurz. Du bist geborgen und gehalten – und deshalb kannst du auch über deinen eigenen kleinen Horizont hinaus für andere da sein, kannst du dich sogar überschreiten. Mit wenigen Worten gesagt: Weil Gott uns liebt, sind wir grundsätzlich befreit und motiviert, so handeln zu können.

### **Frieden stiften**

Dabei gehen uns heutzutage besonders die Worte: „Selig, die Frieden stiften!“ sehr nahe, erfahren wir doch seit einiger Zeit auf neue und dramatische Weise weltweit und in unserer eigenen Gesellschaft, wie gefährdet und zerbrechlich der Friede ist. Die Sehnsucht nach Frieden, eine „uralte Menschheitssehnsucht“ (Eberhard Schockenhoff), ist aber

unausrottbar. Auch für Benedikt scheint – wie seine Mönchsregel zeigt – Frieden ein zentrales Wort zu sein. Sein Wunsch war es offenbar, dass jedes Kloster mitten in einer Welt des Unfriedens ein Ort des Friedens sei. Was aber meint er mit diesem Frieden?

Von der biblischen Bedeutung her ist Frieden – schalom – die Zuwendung der Liebe und des Heilswillens Gottes zu seiner Schöpfung, der Menschheit und jedem einzelnen Menschen. Gerechtigkeit, Wahrheit, Leben, Erfüllung ... sind Worte, die damit zu tun haben. Das macht deutlich: Friede ist mehr als der Gegensatz zu Krieg, mehr als Waffenstillstand oder Abwesenheit von Hass und Streit. Frieden in der Glaubensvorstellung des Alten Israel bedeutet vielmehr Vollendung im umfassenden Sinn, eine Vollendung, die schon hier auf Erden beginnt. Diese Vollendung betrifft sowohl das Verhältnis zu Gott wie das zu den Menschen, sowohl die Seele wie den Leib, sowohl den Einzelnen wie die Gemeinschaft und die universale Völkerwelt.

Friede ist genauso wie „Liebe“ einer der „Namen Gottes“ (Dionysios Areopagita). Und mit Christus bricht – wie es der Philipperbrief andeutet (4,7) – endgültig „der Friede Gottes“ in der Geschichte an. Das wirkt sich zutiefst auf das menschliche Zusammenleben aus. Und ich stelle mir vor, dass Benedikt dies vor Augen hatte, wenn er an das Kloster als einen Ort des Friedens dachte. Ein solcher Friede ist eine Gabe, die zur ständigen Aufgabe wird, gerade für eine monastische Gemeinschaft, aber auch für die ganze Kirche, ein Zeichen des Friedens für die Welt zu sein.

Doch der Weg dazu beginnt für Benedikt im Alltag. Wenn er nicht eine Illusion bleiben will, muss er sich im menschlichen Miteinander mit den Allernächsten bewähren.



Ganz konkret sagt Benedikt dazu: „Nach einem Streit noch vor Sonnenuntergang zum Frieden zurückkehren“. Diese Weisung zeugt von einer tiefen Menschenkenntnis. Benedikt weiß wohl aus eigener Erfahrung, wie schnell wir uns im Alltag gegenseitig verletzen können, oft auch ganz unabsichtlich. Er weiß auch, dass wir dazu neigen, den Ärger über andere in irgendeiner Weise zu „kultivieren“: die einen, indem sie ihn hinunterschlucken und ihn buchstäblich in sich hineinfressen, die anderen, indem sie es dem Gegenüber mit gleicher Münze heimzahlen. Er weiß, dass man manchmal beim besten Willen keine positiven Gefühle denen gegenüber aufbringen kann, mit denen man gerade in Konflikt geraten ist. Und so appelliert er eben auch nicht einfach an die Gefühle, sondern empfiehlt vielmehr eine Art objektiver Vereinbarung: „Nach einem Streit noch vor Sonnenuntergang zum Frieden zurückkehren“. Das kann zugegebenermaßen eine große Überwindung kosten und verlangt eine aktive Friedensarbeit. „Suche Frieden und jage ihm nach!“ Das geht nicht von selbst. Das braucht Einübung, das braucht eine Kultur, die von allen getragen wird. „Ertragt euch gegenseitig und vergebt einander, wenn einer dem anderen etwas vorzuwerfen hat“, so mahnt der Apostel Paulus im Brief an die Kolosser (3, 13). „In eurem Herzen herrsche der Friede Christi; dazu seid ihr berufen als Glieder des einen Leibes“ (3, 15). Von einer solchen Arbeit an der Versöhnung kann jedoch eine starke Kraft ausgehen.

### Orte gelebten Christentums

In diesem Sinn waren und sind die Klöster benediktinischer Prägung Orte gelebten Christentums und segensreicher Wirksamkeit, Stätten einer vorbildlichen Liturgie, von Kultur und Bildung, aber auch der Sorge für Arme und Kranke und die Aufnahme von Fremden – aus der Geschichte



In Konzelebration mit Abt Ignatius Maaß OSB aus Trier (l) und Pater Zygmund Galoch aus Tyniec/ Polen (r).

Europas nicht wegzudenken.

Andererseits sind alle Ordensleute durch ihre Lebensweise von Anfang an auch ein „Stachel im Fleisch“ der Kirche gewesen, die immer in der Gefahr ist, sich zu sehr in der Welt einzurichten und zu erstarren. Denn die Lebensform von Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam liegt quer zu den unmittelbaren Bedürfnissen und Strebungen des Menschen. Wenn sie jedoch als Gnadengabe angenommen wird, kann sie zu einem starken Zeichen der Hoffnung werden

Oft sind Orden ein „Anruf Gottes an ihre Zeit“ geworden und haben entscheidend zur Erneuerung der Kirche beigetragen. Auch in Zukunft ist die Kirche ohne Klöster und Ordensgemeinschaften kaum vorstellbar. Sie ermutigen nicht nur uns Christen, sondern auch Menschen außerhalb der Kirche. Sie stehen dafür ein, dass mit Christus das Reich Gottes schon angebrochen ist. Durch ihren Lebensstil weisen sie darauf hin, dass wir Menschen dazu berufen sind, uns nicht an die Welt, an Reichtum und Macht zu verlieren, sondern aus einer tieferen Wirklichkeit heraus zu leben.

Zwar sind viele Ordensgemeinschaften in den letzten Jahrzehnten in eine Krise geraten, bekommen kaum Nachwuchs und überaltern zusehends. Andererseits haben manche Klöster aber auch wieder Zulauf und eine große Anziehungskraft, wollen gehetzte Menschen darin auftanken, suchen junge Leute nach Orientierung, sind geistig Aufgeschlossene von deren Kunst und Geschichte fasziniert. Auch unser Kloster auf der Huysburg wird von vielen Menschen – Christen wie Nichtchristen – als ein Ort mit einer besonderen Ausstrahlung wahrgenommen, ein Ort des Friedens, an dem sie mit sich und mit Gott in Berührung kommen und hilfreiche Erfahrungen machen können. Deshalb bin ich von ganzem Herzen dankbar dafür, dass hier vor 50 Jahren wieder benediktinisches Leben begonnen hat und in Verbindung mit der Abtei St. Matthias in Trier auch weiterhin fortgeführt werden kann. Möge der „Gott des Friedens“ mit Ihnen sein, liebe Brüder des heiligen Benedikt, und mit allen Menschen, die diesen Ort aufsuchen. Beten wir dafür, dass Gott auch in unserer Zeit immer wieder Männer und Frauen dazu ruft und ermutigt, sich in der Nachfolge Christi auf ein Ordensleben einzulassen.

# 25 Jahre refugium e.V.

Eröffnung des Festgottesdienstes am 20. September 2022

Seien Sie alle sehr herzlich begrüßt! Ich freue mich, dass so viele gekommen sind, um das 25jährige Jubiläum des Vereins refugium mitzufeiern und dessen Anliegen zu unterstreichen. Besonders begrüße ich die Vizepräsidenten des Landtags von Sachsen-Anhalt, Frau Keding und Herrn Gallert, alle Landtagsabgeordneten, die Innenministerin Frau Dr. Zieschang, die Justizministerin Frau Weidinger, die Staatssekretärin Frau Möbbeck, die uns in Vertretung von Frau Ministerin Grimm-Benne die Laudatio halten wird, den Landrat des Börde-Kreises Herrn Stichnoth, die Bürgermeisterin der Stadt Magdeburg Frau Stieler-Hinz, alle anderen Vertreterinnen und Vertreter aus Politik, Kirche, Gesellschaft und Medien, selbstverständlich natürlich Frau Schwenke und ihr Team sowie die aktuellen und ehemaligen Mündel und Vereinsvornmünder.

„Gemeinsam für Kinderrechte“ – unter diesem Motto steht in diesem Jahr der heutige Weltkindertag. Es ist ein Aufruf, sich gemeinsam noch stärker für die vollständige Umsetzung der Rechte von Kindern einzusetzen. Die Krisen unserer gegenwärtigen Zeit machen in besonderer Weise deutlich, dass bei allen Bestrebungen, diesen Herausforderungen zu begegnen, Kinder und Jugendliche nicht aus dem Blickfeld geraten dürfen. Ihre Stimme bleibt oft zu wenig gehört, ihre Bedürfnisse werden noch zu wenig beachtet. Gerade auch dann, wenn Kinder und Jugendliche ohne Begleitung von Erwachsenen auf der Flucht sind, brauchen sie international anerkannte Rechte, die sie auf ihrem Weg und bei der Ankunft in einem ihnen fremden Land schützen.

„Der Respekt vor Kinderrechten“ – so schreibt es jemand – „kann nicht als Möglichkeit wahrgenommen werden, als eine Frage der Nettigkeit gegenüber Kindern, oder als ein Ausdruck des Mitgefühls. Kinderrechte konstituieren Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten, die geachtet werden müssen.“

Dieser Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten muss sich die Gesellschaft bewusst sein und sie übernehmen. Refugium e.V. stellt sich dieser Herausforderung nun schon seit 25 Jahren. Hier engagieren sich Menschen für unbegleitete minderjährige Geflüchtete. Sie setzen sich

für die Wahrung der Rechte dieser jungen Menschen ein. Dafür bin ich Ihnen allen sehr dankbar. Mit Ihrem Engagement geben Sie der Kirche in unserem Bistum ein menschenfreundliches Gesicht.

Wir feiern diese Andacht in interreligiöser Geschwisterlichkeit. Viele der betreuten Kinder und Jugendliche sind muslimisch geprägt. Und auch wir anderen; die wir uns hier versammelt haben, sind in verschiedenen Religionen, Konfessionen oder Weltanschauungen zuhause. Gemeinsam hören wir Texte aus dem Alten Testament, aus dem Koran und aus dem Neuen Testament. Und wir wollen beten, Christen und Muslime auf je eigene Weise, aber in den Anliegen vereint.



Der Festgottesdienst 25 Jahre refugium fand in der Petrikirche in Magdeburg statt.

## Gedanken zu den Lesungen

Migration ist zu einer der bedrängendsten politischen und sozialen Herausforderungen unserer Zeit geworden. Wie wir mit Flüchtlingen und Fremden umgehen, zeigt, welcher Geist in unserer Gesellschaft herrscht, und entscheidet zugleich auch über unsere Zukunft. Hier sehen wir uns als Christen besonders gefragt. Als Kirche sind wir ja von Anfang an eine internationale Gemeinschaft von Weltbürgern und kein kleinkariierter Verein von „Nationaltümmlern“ oder „Hinterwäldlern“, die sich nur im eigenen Milieu wohlfühlen und darin verbarrikadieren. Darum gehört es immer schon zur Aufgabe von Kirche, Anwältin für Migration und Integration zu sein. Die aktuelle Flüchtlingsproblematik ist dabei geradezu ein „Zeichen der Zeit“, das uns drängt, sehr konkret Position zu beziehen.



Die Grundlage, auf der wir das tun, ist unser Gottes- und Menschenbild. „Unter den Geboten Gottes gibt es wenige, die dem Schutzgebot gegenüber Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleichkommen.“ So heißt es z.B. schon im Buch Levitikus (19,33f.): „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott“. Aufforderungen dieser Art ziehen sich wie ein roter Faden durch das ganze Alte Testament und werden im Neuen Testament noch verstärkt.

Die biblischen Schriften kennen die Erfahrung des eigenen Fremdseins. Sie erzählen von der Sorge und vom Mut, aufzubrechen und Grenzen zu überschreiten; geben Einblicke in das Gefühl der Aussichtslosigkeit und Resignation; ja, sie verschweigen auch nicht die Erfahrung der Ablehnung. In eindrücklicher Weise zeichnen sie ein Bild vom Aufbrechen und Ankommen an einem Ort, der fernab der eigenen Heimat ist.

Auf diesem Hintergrund formulieren die Texte der Bibel in beispielloser Weise Hinweise und Gebote, die den Umgang mit Fremden bestimmen. Hinwendung, Hilfe, Schutz und Integration sind dabei die maßgebenden Kategorien. Darin haben die Texte bis heute eine grundlegende Bedeutung. Biblisch finden wir keine Asylpakete, die Schritt für Schritt Rechte und Möglichkeiten, Unterstützung und Zuwendung beschneiden, die Abschreckungsmaßnahmen und Abschiebegründe kennen. Es werden uns aber Orientierungspunkte und Wegmarken vorgegeben, an denen wir uns und unser Tun ausrichten können. Dabei handelt es sich nicht nur um einen Appell oder gut gemeinte Ratschläge. Die bedingungslose Aufnahme Fremder ist vielmehr gesetzlich verankert und mit der Identität des Gottesvolkes verknüpft. Der Schutz der Fremden wird damit zum Prüfstein für die Bewahrung der eigenen Identität und für den Glauben an den Gott, der auch Israel selbst auf dem Weg als Fremde begleitet und beschützt hat.

Auch das im Oktober 2021 veröffentlichte gemeinsame Wort der christlichen Kirchen zur Migration fordert eine gerechtere und humanitäre Migrationspolitik in Deutschland und Europa und beruft sich dabei auf das christliche Verständnis von Nächstenliebe und der Sorge um den Fremden in unserer heutigen Gesellschaft.

In den Flüchtlingen wie auch in den anderen Ausländern um uns herum begegnet uns – so haben wir vorhin eine Deutung gehört – Christus selbst. Er ist der Gast, der um Aufnahme bittet. So konkret und real heißt es am Ende des Matthäusevangeliums (25,34f.) auch: „Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, empfangt das Reich als Erbe ... Denn ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.“ Von daher wird Christus uns am Ende unseres Lebens bestimmt nicht fragen: „Habt Ihr euch auch genügend um euch selbst gekümmert und erfolgreich das Abendland verteidigt?“ Seine Frage wird vielmehr lauten: „Was habt Ihr meinen Schwestern und Brüdern getan, die aus Not und Bedrängnis zu Euch geflüchtet sind?“

Und auch der Koran bringt zum Ausdruck, dass Gott die Manifestation der Liebe und Barmherzigkeit ist und nur dann zwischen uns Menschen wirkliche Liebe ist, wenn sie gelebte Wirklichkeit wird.

Wenn sich viele Menschen auf den Weg machen, weg aus ihren Heimatländern, weil sie dort keine Perspektive haben, weil ihr Leben und ihre Zukunft bedroht ist, dann bringen sie nicht nur eine Botschaft von sich selbst und von der Situation in ihren Heimatländern mit. Ihre Ankunft hier bei uns gibt uns auch Einblicke in unser eigenes Verhalten, in unser Handeln im globalen Miteinander. Dies kann Anlass dazu sein, über unsere Rolle in der Welt nachzudenken und diese neu zu verstehen und zu gestalten.



Die Begegnung mit anderen Menschen fordert uns immer wieder neu heraus. Sie mutet uns auch etwas zu. Wir werden nicht nur mit Unbekanntem und Fremdem konfrontiert, sondern auch in unserem Selbstverständnis angefragt. Das kann verunsichernd wirken. Vor allem aber bereichert es uns. Als Christen dürfen wir darauf vertrauen, dass uns in der Begegnung mit dem Fremden immer auch Gott begegnet.

Es gibt viele Möglichkeiten, Nächstenliebe zu zeigen und sich um Fremde zu kümmern. Und es gibt auch bereits viele positive Beispiele, wo eine solche Hinwendung zu den Menschen gelebte Praxis ist. Dazu gehört zweifellos die Sorge um geflüchtete Kinder und Jugendliche, die ohne elterliche Begleitung unser Land und unser Bistum erreichen. Ein leuchtendes und bewundernswertes Beispiel ist dafür der Verein refugium mit seinem langjährigen Engagement in der Vormundschaftsführung und der Begleitung minderjähriger Menschen, die ohne erwachsene Bezugspersonen auf der Flucht sind. Das heutige Jubiläum gibt Anlass, dieser Flüchtlingsgruppe, die eines besonderen Schutzes bedarf, eine größere Aufmerksamkeit zu geben. Für mich ist es aber auch der Anlass, allen von ganzem Herzen zu danken, die sich haupt- oder ehrenamtlich mit großem Eifer dieser Herausforderung stellen. Ihrer aller Arbeit und Engagement erfordern Mut, Fingerspitzengefühl und sicher immer wieder eine „leidenschaftliche Gelassenheit“ angesichts mancher Hindernisse und Widerstände. Ich wünsche Ihnen, dass Sie die Begegnungen, die Sie im Umgang mit den Kindern und Jugendlichen erfahren, auch als Geschenk und als menschliche Bereicherung erleben.



Beim Podiumsgespräch im Anschluss an den Gottesdienst.

# Ökumenisches Engagement

Grußwort beim Festakt zum 75-jährigen Jubiläum des  
Lutherischen Weltbundes und seines Deutschen Nationalkomitees  
am 7. Oktober 2022 auf der Wartburg bei Eisenach

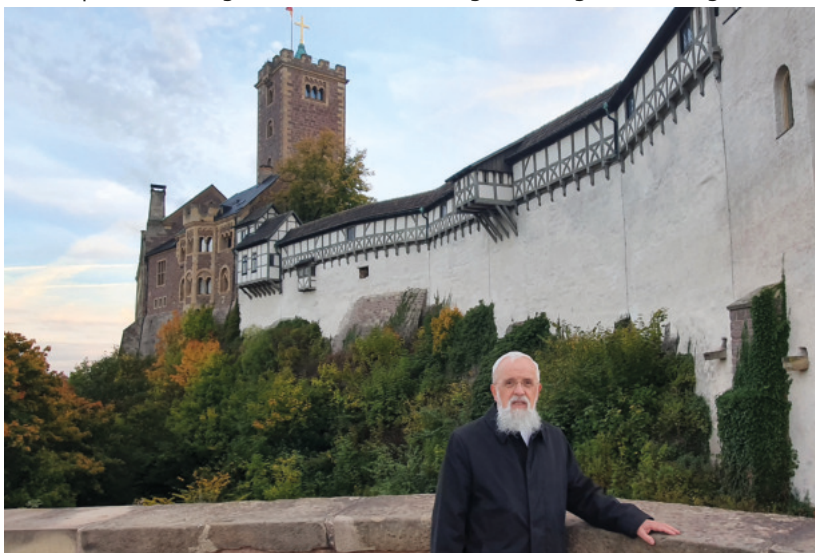
Jubiläen sind eine gute Gelegenheit, Dank zu sagen. Das gilt auch für besondere Geburtstage von Institutionen, die sich in einer langjährigen Geschichte bewährt haben. So will ich anlässlich des 75-jährigen Jubiläums des Lutherischen Weltbundes und seines Deutschen Nationalkomitees insbesondere aus ökumenischer Perspektive für die beeindruckende Arbeit danken, die die beiden Organisationen seit 1947 leisten. Denn sie stehen nicht nur für Zusammenarbeit und Zusammenhalt innerhalb des Luthertums. Sie waren und sind als institutionelle Verkörperungen der lutherischen Tradition, zu denen hierzulande auch die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands gehört, für die katholische Kirche weltweit beziehungsweise für die Deutsche Bischofskonferenz wichtige ökumenische Partner. Daher möchte ich zu diesem besonderen Jubiläum auch im Namen meiner Mitbrüder in der Deutschen Bischofskonferenz herzlich gratulieren.

Ökumenisches Engagement gehört zu den zentralen Aufgaben des Lutherischen Weltbundes. Auch wenn mir als katholischem Bischof und Ökumeneverantwortlichem der Deutschen Bischofskonferenz vor allem die katholisch-lutherischen Beziehungen in den Blick kommen, sollen auch die gleichermaßen bedeutsamen und ergebnisreichen Dialoge des Lutherischen Weltbundes mit Anglikanern, Mennoniten, Reformierten und Orthodoxen sowie die Zusammenarbeit mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen, dem Globalen Christlichen Forum und anderen weltweiten christlichen Gemeinschaften genannt sein. Auf diesen vielfältigen Gesprächsebenen bringt der Lutherische Weltbund lutherische Positionen ein und gibt ihnen im Konzert der reformatorischen Stimmen einen spezifisch geprägten Part im ökumenischen Dialog. Dafür zu danken, gibt mir das diesjährige Jubiläum eine willkommene Gelegenheit.

Die hervorragendste Frucht des katholisch-lutherischen Dialogs ist die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre von 1999. Der Lutherische Weltbund und die katholische Kirche wurden mit ihrer Erarbeitung und Unterzeichnung zu Initiatoren und Wegbereitern eines

Prozesses, dem sich nachfolgend auch Methodisten, Anglikaner und Reformierte anschlossen und der damit heute die wichtigsten christlichen Kirchen des Westens umfasst. Selbst wenn unser bilateraler Dialog nicht immer einfach war und ist und die beiderseitigen Beziehungen bis in die jüngste Zeit durch manche Entwicklungen und Äußerungen belastet wurden, hoffe und wünsche ich, dass auch die Ergebnisse anderer Dokumente der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit sowie nationaler Dialoge und insbesondere die dort formulierten Annäherungen und Übereinstimmungen im Themenfeld „Eucharistie – Kirche – Amt“ bald zu einem Reifegrad gelangen, der eine weitere kirchenamtliche Rezeption möglich macht und neue Schritte auf dem Weg zur Eucharistie- und Abendmahlsgemeinschaft eröffnet.

Eingebettet in die internationalen Beziehungen zwischen dem Vatikan und dem Lutherischen Weltbund gibt es auch in Deutschland eine lange und verlässliche katholisch-lutherische Weggemeinschaft. Seit rund 50 Jahren haben Bilaterale Arbeitsgruppen, die von der Deutschen Bischofskonferenz und der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands eingesetzt wurden, verschiedene Dialogpapiere erarbeitet und vor allem mit der Anfang 2017 veröffentlichten Studie „Gott und die Würde des Menschen“ Pionierarbeit geleistet. Entgegen der These eines ethischen Grunddissenses und der daraus bisweilen gezogenen Konsequenz einer grundsätzlichen Infragestellung des Dialogs kommt



die Studie zu der Einsicht, dass es zwischen Katholiken und Lutheranern eine tiefreichende Gemeinsamkeit in der Anthropologie und in der Ethik gibt und Unterschiede in manchen ethischen Einzelfragen als begrenzte Dissense zu bewerten sind, die den Grundkonsens nicht aufheben. Die Studie ist von der Erfahrung eines gemeinsamen sozialen Einsatzes in verschiedenen Handlungsfeldern getragen, der Ausdruck der bestehenden Übereinstimmung ist und trotz des ein oder anderen Dissenses in der Ethik auch künftig nicht in Frage gestellt werden darf.

Christlicher Glaube, der nicht auch gute Früchte hervorbringt, ist toter Glaube. Die Rede von den guten Werken war lange ein Reizwort in den kontroverstheologischen Auseinandersetzungen. Umso erfreulicher ist es, dass in der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre beide Seiten formulieren konnten: „Wir bekennen gemeinsam, dass gute Werke – ein christliches Leben in Glaube, Hoffnung und Liebe – der Rechtfertigung folgen und Früchte der Rechtfertigung sind. ... Diese Folge der Rechtfertigung ist für den Christen, insofern er zeitlebens gegen die Sünde kämpft, zugleich eine Verpflichtung, die er zu erfüllen hat; deshalb ermahnen Jesus und die apostolischen Schriften den Christen, Werke der Liebe zu vollbringen“ (GER 37). Der hier formulierte Konsens hat schon lange zuvor Niederschlag gefunden in dem großen sozialen Engagement des Lutherischen Weltbundes und des Deutschen Nationalkomitees mit den zahllosen humanitären Hilfsprojekten für Vertriebene, Flüchtlinge, Hungernde und andere, die Unterstützung brauchen. Auch dafür will ich Dank sagen. Ich verbinde damit meine Glück- und Segenswünsche an alle, die sich dem Lutherischen Weltbund zugehörig wissen und in ihm Verantwortung tragen. Möge die Arbeit des Lutherischen Weltbundes und des Deutschen Nationalkomitees auch künftig, angetrieben durch das Evangelium Jesu Christi, reiche Frucht bringen.

# „Auferstehung im Museum“

Grußwort bei der Präsentation des Gemäldes  
„Der auferstandene Christus“

im Kulturhistorischen Museum Magdeburg am 18. Oktober 2022

Sehr geehrte Damen und Herren, ich freue mich, dass Sie der Einladung von Frau Dr. Köster und mir zur heutigen Präsentation des Gemäldes „Der auferstandene Christus“ so zahlreich gefolgt sind, und grüße Sie alle recht herzlich.

Jahrzehntelang hing dieses Bild in den Räumen meiner Vorgänger, wahrscheinlich schon bei Weihbischof Friedrich Maria Rintelen, mit Sicherheit aber bei Bischof Johannes Braun und Bischof Leo Nowak. Als ich 2005 selbst Bischof von Magdeburg wurde und meine Diensträume neu einzurichten hatte, habe ich es fraglos übernommen. Seitdem fanden zu seinen Füßen zahlreiche Begegnungen, Gespräche und Sitzungen statt. Darum war es mir natürlich sehr vertraut. Dann aber wurde diesem Gemälde vor einiger Zeit auf einmal eine große Aufmerksamkeit zuteil. Den Anstoß dazu hatte Frau Sabine Wolfsbauer, die Kunst- und Kulturbeauftragte unseres Bistums, gegeben. Ihrem geschulten und fachkundigen Blick war nicht entgangen, dass es sich um ein besonderes Werk handeln müsse. Und so wurde mit der Unterstützung weiterer Expertisen aus dem Kulturhistorischen Museum Magdeburg und der Hochschule für Bildende Künste Dresden die Entscheidung getroffen, das Gemälde kunsttechnisch untersuchen und seine Geschichte erforschen zu lassen. Schließlich ist es auch gelungen, Sponsoren zu finden und es umfangreich zu restaurieren. Für alles bin ich sehr dankbar, denn nunmehr erstrahlt die Darstellung des Auferstandenen in einem neuen Glanz. Zugleich wurde von uns die Entscheidung getroffen, es der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Und so war es zunächst einige Monate in der Moritzkirche in Halle zu sehen und hat nun seinen Weg als Leihgabe ins Kulturhistorische Museum hier in Magdeburg gefunden.

An diesem Ort verweist das Gemälde darauf, dass Religion Teil des kulturellen Lebens ist. Viele Menschen schätzen Kunst und Bauwerke, die insbesondere die christliche Religion hervorgebracht hat – faszinierende Gemälde, prägende musikalische Werke und eindrucksvolle Gebäude, wie etwa den Magdeburger Dom, Händels Halleluja, Bachs Johannespassion,

den Isenheimer Altar von Matthias Grünewald oder die Kunstwerke Michelangelos und Raffaels in der Sixtinischen Kapelle. Ohne Zweifel haben die christliche Religion und ihre Kirchen die europäische Kultur entscheidend geprägt und gestaltet. Über diesen kulturellen Aspekt hinaus aber haben die damit verbundenen Inhalte und Botschaften heute für viele Menschen kaum noch eine weitere Bedeutung. Kommt vor diesem Hintergrund einem solchen Ausstellungsgegenstand wie unserem Gemälde „Der auferstandene Christus“ in einem Kulturhistorischen Museum also auch bloß noch der Charakter eines historischen Erinnerungstücks zu? Oder kann es darüber hinaus noch mehr bewirken?

„Museen“ – so kann man lesen, „stellen Kunst aus und nicht Religion.“ Als Ausstellungsstück in einem Museum haben religiöse Bilder demzufolge ihren eigentlichen Ort verloren. Sie sind – worauf schon Martin Heidegger hinweist – zur Kunst und damit schließlich museal geworden. Eine solche Aussage ist sicherlich bedenkenswert. Gleichzeitig unterschätzt eine solche Sicht aber die Wirkung, die von einem religiösen Bild auch außerhalb seines ursprünglichen Ortes ausgehen kann; und womöglich wird die Bedeutung des Kirchenraumes als alleiniger Ort des religiösen Erlebens überschätzt.



Die Besucher staunen über die brillianen Farben des restaurierten Kunstwerks.



Eine Begegnung mit der Darstellung der Auferstehung Christi lässt sicherlich zumindest kurz innehalten. Schon die Größe des Gemäldes sowie die triumphalistische Gestaltung erregen Aufmerksamkeit. Man kann es kaum übersehen. Und lässt man sich noch tiefer darauf ein, zeigt es nicht nur ein Geschehen, sondern erzählt die ganze spannungsreiche Dramatik von Tod und Auferstehung, Ende und Anfang.

Dem auferstandenen Sieger, der triumphierend – wie wir ihn auf unserem Gemälde abgebildet sehen – aus dem Grab steigt, gehen also Passion und Abwesenheit, gehen Karfreitag und Karsamstag voraus. Ostkirchliche Osterikonen bringen diesen Zusammenhang noch anschaulicher zum Ausdruck. Auf ihnen sehen wir, wie Christus nach seinem Tod in die Unterwelt steigt und die Toten aus ihren Gräbern befreit. Nicht ein historischer Moment der Auferstehung wird hier festgehalten, sondern deren ganze Wirklichkeit und Bedeutung für das Heil der Menschen. Beides zusammen, sein Hinabsteigen in die Unterwelt und seine glorreiche Auferstehung, bilden die Botschaft von Ostern. Die Botschaft ist dann, dass selbst die tiefsten Abgründe und unverständlichsten Sinnlosigkeiten in unserem Leben und unserer gegenwärtigen Zeit nicht völlig „gottlos“ und ohne jeden Funken von Hoffnung sind.

Ostern feiern wir Christen nicht nur punktuell als das wichtigste Fest des ganzen Kirchenjahres, sondern 40 Tage bis Christi Himmelfahrt bzw. 50 Tage bis Pfingsten. Ja, jeder Sonntag ist für uns ein kleines Osterfest. Deswegen verstehen wir diesen Tag entgegen europäischen Festlegungen auch weiterhin als ersten Tag – als Anfang von etwas qualitativ völlig Neuem – und nicht als Abschluss eines Wochenendes. Im Russischen steht das Wort „voskresenie“ darum sowohl für „Auferstehung“ als auch für „Sonntag“. Das alles macht deutlich, welche Bedeutung Ostern für das Christentum hat. Es ist mir daher eine Freude, dass nunmehr zahlreiche Menschen das Gemälde „Der auferstandene Christus“ hier im Kulturhistorischen Museum betrachten können. Vielleicht lassen sich manche auch existentiell auf die damit verbundene Botschaft ein und folgen dem Ratschlag Gertrud von le Forts: „Geh in dein eigenes Herz und wälze den Stein von der Tür des Grabesdunkeln; du selbst musst auferstehen: Christ ist erstanden!“

# In der Seelsorge schlägt das Herz der Kirche

Predigt beim Pastoraltag 2022

Vom Neuanfang

Im Märchen „Das kalte Herz“ trifft der mittellose Köhler Peter Munk eine folgenreiche Entscheidung. Für ein Leben in Reichtum und Ansehen gibt er sein warmes und lebendiges Herz her und bekommt stattdessen ein steinernes Herz. Zunächst scheint seine Rechnung auch aufzugehen. War er vorher arm und ohne Ansehen, fehlt es ihm nun an nichts mehr, zumindest an nichts, was an der Oberfläche glücklich zu machen scheint. Aber ein solcher Tausch hat natürlich auch seinen Preis: Jede seiner zwischenmenschlichen Beziehungen geht in die Brüche. Am Ende gelingt es dem „Kohlenmunk“ Peter aber mit einer List, sein menschliches Herz wiederzubekommen. Und die erneut aufkeimende Menschlichkeit in seinem Herzen hilft ihm dabei, mit seinen Mitmenschen einen Neuanfang zu beginnen.

Von der Perspektive eines Neuanfangs sprechen auch die Worte, die Gott durch den Propheten Ezechiel an sein Volk richtet (Ez 36,16-28). Nach den für die Prophetie charakteristischen anfänglichen Gerichtsworten über Israel wandelt sich die Botschaft des Propheten zu einer echten Hoffnungsvision. Für die ins Babylonische Exil Verschleppten wird er



zum „Seelsorger“, lässt sie in ihren Ängsten und Nöten nicht allein. Durch ihn stellt Gott seinem Volk ein neues Miteinander in Aussicht, dann nämlich, wenn sie sich wandeln lassen, wenn sie ihr Herz aus Stein gegen ein menschliches Herz tauschen. Anders als der Köhler Peter Munk brauchen sie für diesen Tausch allerdings keine List anzuwenden. Gottes Zuwendung ist es, die die Herzen der Menschen wandelt. Das lässt er ihnen ausrichten (Ez 36,26): „Ich gebe euch ein neues Herz, und einen neuen Geist gebe ich in euer Inneres. Ich beseitige das Herz von Stein aus eurem Fleisch und gebe euch ein Herz von Fleisch.“

In ihrem Inneren will Gott die Menschen anrühren, dort, wo sie sich als Person erfahren – ausgestattet mit Freiheit. Denn ihnen soll es von nun an nicht mehr darum gehen, gedankenlos und unreflektiert die Gesetze zu erfüllen. Vielmehr sollen das Innere des Menschen und sein Handeln übereinstimmen.

### Seelsorge als Haltung

Auch das seelsorgerische Wirken ist dann in besonderer Weise fruchtbringend, wenn Herz und Handeln übereinstimmen. Sich anderen Menschen zuzuwenden und mit Wort und Tat Gottes Botschaft zu verkünden, kann kein bloßes Erledigen und Abarbeiten von Aufgaben sein, kein nur kühles Verwalten oder routiniertes Anwenden von Aussagen des Katechismus und Regeln des Kirchenrechts. Seelsorge – so heißt es im Wort der Deutschen Bischöfe zur Seelsorge – „ist vor allem Tun eine Haltung.“ (34) Das aber meint, dass es „vor jeglicher Aufgabenbeschreibung um die Seelsorgerinnen und Seelsorger selbst“ geht. „So wie sie leben, fühlen und denken, so werden sie auch mit ihren Überzeugungen und Lebenseinstellungen als Person in der seelsorglichen Begegnung erfahrbar sein.“ (35) Wirkliche Seelsorgerinnen und Seelsorger sind keine gefühllosen Funktionäre, sondern bringen sich mit ihrer ganzen Person ein, mit Leib und Seele, Herz und Verstand. Das kann entlasten, besonders in Situationen, in die man unvorbereitet hineingerät. In gleicher Weise kann gerade dieser Anspruch aber auch überfordern, wenn Aufgabe und Person untrennbar miteinander verbunden sind. Vor allem setzt es voraus, dass Menschen, die in der Seelsorge tätig sind, selbst verwundbar bleiben und sich von der Botschaft Gottes, die ja uns allen gilt, auch selbst immer wieder anrühren lassen.

Bei aller persönlichen Hingabe steht jedoch außer Frage, dass eine seelsorgerische Tätigkeit auch Distanz, Professionalität und Qualitätsstandards braucht. Zu oft wurden diese Aspekte missachtet – mit tragischen Folgen für das Leben vieler Menschen.

Wenn ich mit wenigen Worten beschreiben sollte, worauf man sich als Seelsorger und Seelsorgerinnen besinnen und welche Haltung man anstreben sollte, so fällt mir angesichts der Nöte und Herausforderungen unserer Tage immer wieder ein, was Paulus im zweiten Brief an Timotheus schreibt (1,7): „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“ Wie segensreich wäre es doch, wenn man das noch mehr an uns ablesen könnte.

### „Was willst du, das ich dir tue?“

Sicherlich sind die meisten von Ihnen mit dem Anliegen gestartet, Seelsorgerinnen und Seelsorger zu sein, mit Leidenschaft für diese Aufgabe und einer Idee davon, was Seelsorge für sie bedeutet. Womöglich fühlt sich einiges davon heute für manche wie versteinert an. Zu viele Enttäuschungen haben den Dienst in den Jahren begleitet, zu oft nehmen die Verwaltungsaufgaben einen größeren Raum ein als die Möglichkeit zur wirklichen Begegnung mit Menschen, zu sehr haben sich das Berufsbild und die Anforderungen gewandelt. Auch der Umgang der Kirche mit den Taten sexuellen und geistlichen Missbrauchs hat tiefe Spuren hinterlassen und das Vertrauen erschüttert. Kein Wunder, dass vieles in uns versteinert ist.

„Was willst du, dass ich dir tue?“ fragt Jesus den blinden Bartimäus, der am Straßenrand sitzt, als Jesus in die Stadt kommt. (Lk 18, 41) Und er stellt diese Frage auch uns – Ihnen und mir: „Was willst du, dass ich dir tue – damit, was in dir versteinert ist, wieder lebendig werden kann.“

Nur wenn sich in uns wandeln kann, was der Heilung bedarf, können wir in unserem seelsorgerischen Handeln die Frage Jesu an die Menschen weitergeben: „Was willst du, dass ich dir tue?“ Denn „Seelsorge fragt nach den Anliegen und Nöten der Menschen“ (6), ohne schon eine fertige Antwort zu haben. Das macht die Erzählung von der Heilung des blinden Bartimäus auf besondere Weise anschaulich. Sie ist keine

Erzählung, die das Antworten, sondern die das Fragen lehrt. Dabei scheint im Falle des Blinden dort am Straßenrand die Antwort eigentlich auf der Hand zu liegen. Was soll er schon anderes wollen, als wieder sehen zu können? Und trotzdem fragt ihn Jesus, handelt nicht einfach nach seinen eigenen Vorstellungen. Er nimmt die Freiheit des Einzelnen ebenso wie dessen Vorstellung von einem gelingenden Leben wahr und ernst. Er scheint kein fertiges Konzept in der Tasche zu haben, keine vorgefertigte Antwort, sondern setzt sich der Situation in aller Offenheit aus.

Liebe Schwestern und Brüder, lassen auch wir uns immer wieder von ihm fragen: „Was soll ich dir tun?“ Und werden wir selbst Menschen des Fragens und Hinhörens. Auf diese Weise sind echte Begegnungen möglich, durch die wir Wandel erfahren können – bei uns selbst und bei den Menschen, mit denen wir in Kontakt sind.

## Synodalität

Grußwort an die Synode der EKD  
am 6. November 2022 in Magdeburg

Verehrte Synodale, Liebe Schwestern und Brüder, nach 2011 und 2016 freut es mich als katholischer Ortsbischof im „Lande Luthers“, heute erneut bei der Synode der EKD hier in Magdeburg Gast sein zu dürfen. Ich grüße Sie auch im Namen der Deutschen Bischofskonferenz sehr herzlich und danke Ihnen für die Gelegenheit, zu Ihnen sprechen zu können. Für mich ist das keine nur formale Angelegenheit, sondern ein lebendiger Ausdruck unseres vertrauensvollen ökumenischen Miteinanders, das wir in Deutschland pflegen.

Ein großes Thema ist in der katholischen Kirche aktuell die Synodalität als ekklesiologische Grunddimension. Anders als in der evangelischen Kirche hat sie in der katholischen Kirche – zumindest wenn es um die Einbeziehung des ganzen Gottesvolkes ging – lange Zeit kaum eine Rolle gespielt. Das Zweite Vatikanische Konzil lehrte zwar, dass die Gesamtheit der Gläubigen im Glauben nicht irren kann (LG 12). Aber erst mit Papst Franziskus ist ein fundamentaler Perspektivwechsel weg vom Amt und der Verantwortung der Bischöfe und des Papstes hin zum ganzen Volk Gottes eingetreten. Er hat das Thema Synodalität in den Fokus gerückt

und damit eine ungeheure Dynamik ausgelöst. Das Besondere in dem von ihm 2021 ausgerufenen weltweiten synodalen Prozess war von Anfang an die Idee, dass es eine Synode des ganzen Volkes Gottes sein soll, an der nicht nur Bischöfe, Priester und Diakone sowie Ordensleute beteiligt sind, sondern auch die Laien. Diese Dimension hat nach meinem Eindruck im Laufe der Zeit zunehmend an Gewicht gewonnen und wurde auch als Grund für die jüngste Verlängerung des ursprünglich bis 2023 angelegten Prozesses um ein weiteres Jahr genannt.

Da die Partizipation aller in der Taufe gründet, kommt auch den Geschwistern außerhalb der katholischen Kirche eine Bedeutung zu. Das wurde im Vorbereitungsdokument des Synodensekretariats zur ersten Phase der Konsultation unterstrichen und in einem gemeinsamen Brief von Kardinal Kurt Koch und Kardinal Mario Grech vom 28. Oktober 2021 nochmals verdeutlicht. Die Deutsche Bischofskonferenz hat diesen Impuls gern aufgegriffen und die in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland verbundenen Kirchen, Zusammenschlüsse und Organisationen eingeladen, die katholische Kirche an ihren je eigenen Erfahrungen, Einschätzungen und Vorschlägen zum Thema Synodalität teilhaben zu lassen. Auch die Evangelische Kirche in Deutschland hat auf diese Einladung geantwortet, wofür ich an dieser Stelle ausdrücklich danken möchte. Die Rückmeldungen zeigen, dass Synodalität und ihre Strukturprinzipien jeweils aus der eigenen Kirchengeschichte abgeleitet und erläutert werden. Daher sind negative wie positive Erfahrungen



Multimediale, digitale Übertragung des Grußwortes von Bischof Dr. Gerhard Feige bei der Synode der EKD in Magdeburg.

auch nicht ohne Weiteres übertragbar. Dennoch sehe ich in dem Austausch über unterschiedliche Formen, Synodalität in der Kirche zu leben, nicht nur die Chance, einander noch besser kennenzulernen und zu verstehen, sondern auch ein Potential für die katholische Kirche, von den Erfahrungen anderer Kirchen zu lernen.

In Wechselbeziehung zum weltweiten synodalen Prozess steht der Synodale Weg der katholischen Kirche in Deutschland, der mit einer ersten Synodalversammlung zu Beginn des Jahres 2020 aufgenommen wurde. Die Etappen, die wir seither durchschritten haben, zeigen, dass er für alle Beteiligten ein Lernprozess ist. Es verwundert daher nicht, dass es dabei auch zu Konflikten und manchmal auch schmerzlichen Erfahrungen kommt. Aber wir stehen mit dem erschütternden Ausmaß von sexuellem und seelischem Missbrauch im Raum der katholischen Kirche, wie es in den letzten Jahren aufgedeckt wurde und immer neu offenkundig wird, vor einem großen Scherbenhaufen. Deshalb kann und darf es ein „Weiter so“ nicht geben. Aber unabhängig davon hat sich die katholische Kirche in ihrer Geschichte immer wieder als reformbedürftig und als reformfähig erwiesen, auch wenn der Eindruck bleibt, dass das Schiff sich oft nur sehr langsam bewegt hat. Diese Einsichten beantworten noch nicht die Frage, in welche Richtung es weitergehen kann. Ein offener, ehrlicher und in wechselseitigem Respekt geführter Diskurs ist unbedingt nötig. Jeder synodale Weg vertraut darauf, dass Gottes Geist wirksam ist, wenn das Volk Gottes zusammenkommt, um zu erkennen, wohin Jesus Christus seine Kirche führen will. Dabei müssen wir uns immer wieder auch selbstkritisch fragen, ob ein Hören aufeinander und auf den Heiligen Geist gelingen kann, wenn wir uns in Lager auseinanderdividieren oder wenn von der einen oder anderen Seite gar ein Verrat an der Wahrheit unterstellt wird.

Wie das kürzlich veröffentlichte Arbeitsdokument für die zweite, kontinentale Phase der weltweiten Synode zeigt, sind die Themen, die im Synodalen Weg der katholischen Kirche in Deutschland beraten werden, auch in vielen anderen Ländern der Welt virulent. Das gilt für den Wunsch nach Beteiligung und Mitverantwortung aller Getauften ebenso wie für eine Neubewertung der Rolle der Frau in der katholischen Kirche und gleichermaßen für die Anerkennung und Wertschätzung von LGBTQ-Personen. Mit schnellen Lösungen rechne ich nicht. Aber mit den synodalen Prozessen in der katholischen Kirche wird schon jetzt

eine neue Herangehensweise praktiziert, als Volk Gottes gemeinsam Fragen und Herausforderungen zu identifizieren, Antworten zu suchen und Veränderungen herbeizuführen.

Das synodale Arbeitsdokument für die kontinentale Phase steht unter dem programmatischen Vers aus Jesaja „Mach den Raum deines Zeltens weit“ (54,2). Könnte das nicht auch ein ermutigendes Wort für die Ökumene der Zukunft sein? Wenn die Beobachtung von Tomáš Halík stimmt, dass es heute die größten Unterschiede nicht zwischen den Kirchen, sondern innerhalb der Kirchen gibt, macht das den ökumenischen Weg zu einer versöhnten Gemeinschaft, die Einheit in Vielfalt lebt, freilich nicht leichter. Als katholischer Bischof sehe ich deutlich und bedaure es zutiefst, wie innerkatholische Entwicklungen und Spannungen auch das ökumenische Miteinander belasten. Und auch die diesjährige Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Karlsruhe war nicht frei von Konflikten, die sich wohl eher an kulturellen denn an konfessionellen Unterschieden festmachen ließen. Dennoch war die Vollversammlung, wie ich selbst erlebt habe, ein eindrucksvolles Zeichen des miteinander geteilten und gelebten Glaubens an Jesus Christus. Weil er die Geschicke der Welt und jedes einzelnen Menschen in Händen hält, sind Christinnen und Christen nicht Zeugen des Untergangs, sondern Zeugen der Hoffnung. Von dieser Hoffnung zu reden trotz der vielfältigen Herausforderungen und Bedrängnisse unserer Zeit, im Angesicht von Krieg und Klimakrise, von Vertreibung und durch verschiedenste Notlagen verursachten Migrationsbewegungen, von Corona und der durch diese Entwicklungen beförderten Zerrissenheit der Gesellschaften und der Kirchen, ist nicht leicht. Und vielleicht steht es uns auch gut an, nicht allzu vollmundig daher zu kommen und stattdessen besser bereifte Zeichen sprechen zu lassen. Aber verschweigen dürfen wir die christliche Hoffnungsbotschaft nicht, wenn wir Jesu Ruf in die Nachfolge ernst nehmen.

Mögen wir uns als Gläubige und als Kirchen in dieser Hoffnung wechselseitig bestärken. Und mögen Sie auch bei den Beratungen und Entscheidungen während Ihrer Synodentagung von dieser Hoffnung getragen sein.





Im Gespräch mit der Präses der Synode der EKD, Anna-Nicole Heinrich.

## Reaktion auf die Catholica-Berichte

bei den Synoden von EKD und VELKD  
am 6. November 2022 in Magdeburg

*Diese Entgegnung folgte auf die beiden Catholica-Berichte von Kirchenpräsident Volker Jung für die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) und von Landesbischof Karl-Heinrich Manzke für die Vereinigte Evangelische-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD).*

Selbst- und Fremdwahrnehmung sind oftmals unterschiedlich, können völlig konträr sein, sich aber auch ergänzen oder korrigieren. Im Falle beider Catholica-Berichte stelle ich erstaunlicherweise fest, dass ich das meiste auch so sehe. Verschiedenes hätte ich sogar noch kritischer bzw. selbstkritischer beschrieben. Auf jeden Fall bin ich immer wieder erstaunt, wie intensiv Sie die Entwicklungen in der katholischen Kirche und die ökumenischen Beziehungen zwischen unseren Kirchen beobachten und beleuchten: differenziert, wohlwollend, anregend und weiterführend. Dafür bin ich sehr dankbar.

In der Tat ist die katholische Kirche in einem dramatischen Umbruch und schwierigen Transformationsprozess. Auslöser von vielem ist der



Missbrauchsskandal; aber auch andere Verwerfungen und Polarisierungen machen uns zu schaffen. Über alles wird inzwischen offen gesprochen, nichts mehr tabuisiert. Wie eine grundlegende Erneuerung jedoch erfolgen kann, ist umstritten oder noch nicht abzusehen. Der synodale Weg in Deutschland und der weltweite synodale Prozess unserer Kirche versuchen sich dieser Herausforderung auf je eigene Weise zu stellen.

In vielem sitzen wir katholische und evangelische Christen in einem Boot, denn bestimmte Entwicklungen sind gesellschafts- und zeitbedingt und machen vor keiner Kirche Halt. Dazu gehören neben der weiter voranschreitenden Säkularisierung die Pluralisierung und Individualisierung in allen Bereichen, die Abnahme religiöser Sozialisation und konfessioneller Beheimatung sowie das immer mehr schwindende Verständnis für irgendwelche theologischen Überlegungen und Argumente. Zugleich wächst die Kluft zwischen Lehre und Leben, zwischen hochoffizieller und basisnaher Ökumene, werden existentielle und pragmatische Gründe wichtiger als irgendein Bekenntnis. Hinzukommt noch die kulturelle Ungleichzeitigkeit im internationalen Maßstab.

## Worin sehe ich besondere Probleme bzw. Herausforderungen?

### Keine gemeinsame Einheitsvorstellung

Nach wie vor gibt es keine gemeinsame Vision einer anzustrebenden Einheit. Häufig wird heute als Ziel eine „sichtbare Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ ausgegeben. Aber auch wenn man sich hierauf verständigt, ist weiter darüber nachzudenken, welche Gestalt eine solche sichtbare Einheit haben könnte bzw. sollte, und auszuloten, wie Einheit und Vielfalt sich zueinander verhalten. Dazu aber hört man von der katholischen Seite offiziell bislang nur, was sie sich nicht vorstellen kann, jedoch keine konstruktiven Lösungsmöglichkeiten.

### Rückfall hinter das II. Vatikanische Konzil

Manchmal habe ich den Eindruck, dass einige Vertreter meiner Kirche immer noch nicht den Paradigmenwechsel des II. Vatikanischen Konzils mit seinen katholischen Prinzipien des Ökumenismus verinnerlicht haben. Statt sensibel und dankbar die geschwisterliche Verbundenheit im Glauben anzuerkennen und im differenzierten Konsens eine gemeinsame Methode zu sehen, um zu weiteren verantwortbaren Schritten zu kommen, wird gelegentlich im Stil früherer Apologetik und konfessionalistischer Kontroverstheologie argumentiert, schwingt immer noch ein irgendwie exklusivistisches Kirchenbild und die Vorstellung mit, eine wirkliche Einheit der Christen letztlich nur durch die Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche und die restlose Übernahme ihrer sämtlichen Lehrvorstellungen erreichen zu können.



Im Gespräch mit der Ratsvorsitzenden der EKD, Präses Annette Kurschus, und der Präses der Synode der EKD, Anna-Nicole Heinrich.

## Argumentation in geschlossenen Systemen

Eine Schwierigkeit, im ökumenischen – aber auch im innerkatholischen – Dialog zu weiterführenden Lösungen zu kommen, sehe ich darin, dass einige zu sehr ihrer konfessionellen oder eigenen Denkweise mit ihren spezifischen Argumentationskreisen verhaftet sind und es nicht schaffen, dieses relativ „geschlossene System“ zu übersteigen, andere Positionen zu verstehen und gemeinsam weiterzudenken.

## Mangelnde Rezeption

Theologische Lösungen früherer Streitpunkte und wachsende Übereinstimmungen müssen noch stärker ins allgemeine Bewusstsein dringen und in Lehre und Leben der Kirchen umgesetzt werden. Vieles wird ganz einfach nicht rezipiert.

## Was halte ich für wegweisend?

### Ausdrucksformen partieller und schon selbstverständlicher Einheit

Noch bewusster sollte wahrgenommen werden, dass Einheit in vielfältiger Weise zwischen uns schon vorhanden und selbstverständlich ist: in gemeinsamen Gottesdiensten und Aktionen, Beratungen und Entscheidungen, wechselseitigen Anerkennungen und Unterstützungen, im Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, im diakonischen und karitativen Bereich, in Verantwortung für Bildung und Seelsorge sowie auch die gesamtgesellschaftliche Entwicklung, in Freud und Leid. Zudem plädieren beide Berichte für eine Stärkung der ökumenischen Zusammenarbeit auf der Handlungsebene: kooperativ, arbeitsteilig, stellvertretend. Das kann von katholischer Seite voll und ganz unterstrichen werden, nicht nur als Reaktion auf die knapper werdenden Ressourcen, sondern auch als Chance, noch weiter zusammenzuwachsen.

### Votum „Gemeinsam am Tisch des Herrn“

Was das Votum „Gemeinsam am Tisch des Herrn“ betrifft, so wissen Sie, dass die katholische Reaktion darauf recht kontrovers ist. Im evangelisch-katholischen Kontaktgesprächskreis waren wir 2020 schon zu einer gemeinsamen Würdigung gekommen, hatten aber auch

angemerkt, dass an wichtigen Fragen noch dringlich weitergearbeitet werden müsste. Als Ökumene- und Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz haben wir uns bemüht, das mit der erwähnten Tagung im März 2022 in Paderborn voranzubringen. Leider muss ich aber Bruder Manzke zustimmen, dass dazu in absehbarer Zeit keine gemeinsame Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz zu erwarten ist. Wir werden dieses Thema aber bei unserem in wenigen Tagen stattfindenden Ad-limina-Besuch in Rom ansprechen.

### **„Gott und die Würde des Menschen“**

„Lehre trennt, Ethik verbindet.“ Dieser Satz aus ökumenischem Kontext ist in der letzten Zeit immer fragwürdiger geworden. Manche stellen inzwischen schon bei geringsten Differenzen im ethischen Bereich die gesamte Ökumene in Frage. Da wäre es hilfreich – worauf auch Bruder Manzke hinweist – die Studie „Gott und die Würde des Menschen“ noch stärker zur Kenntnis zu nehmen. Sie zeigt auf, dass abweichende Positionen in einzelnen ethischen Fragen nicht als fundamentaler Gegensatz in der Anthropologie oder in der Methodik der Urteilsfindung, sondern als begrenzter Dissens bei der Anwendung ethischer Prinzipien und in der Einschätzung strittiger Grenzfragen zu verstehen sind.

### **Ökumenische Gesinnung**

Ökumenischen Beziehungen hilft es nicht weiter, wenn aus Höflichkeitsgründen Probleme verschleiert oder verschwiegen werden. Stattdessen sollte man diese offen, beharrlich und fair angehen, dabei sich aber von dem Prinzip leiten lassen: „Einheit im Notwendigen, Freiheit im Zweifelhaften und Liebe in allem.“ Oder anders ausgedrückt: Ohne Vertrauen, Respekt und Wohlwollen wird es uns nicht gelingen, auf dem Weg zu einer noch größeren Einheit wesentlich weiterzukommen!

# „Sternstunde der Menschheitsgeschichte“

Predigt zur Christmette 2022

„Sternstunden der Menschheit“, so heißt das populärste und weltweit verbreitetste Buch von Stefan Zweig. Anhand von mehreren historischen Beispielen werden verschiedene „explosive Augenblicke“ entfaltet, die das Leben eines einzelnen, eines Volkes und sogar den Schicksalslauf der ganzen Menschheit bestimmen. Dazu gehört unter anderem, wie in einer eigentlich trostlosen Situation Georg Friedrich Händel am 21. August 1741 zum überwältigenden Halleluja-Gesang in seinem Oratorium „Der Messias“ kam oder wie bei der Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1815 eine bestimmte Entscheidung das ganze 19. Jahrhundert beeinflusste.

In Anlehnung an dieses Buch hat eine renommierte deutsche Wochenzeitung in den letzten Monaten über einige neuere Sternstunden der Menschheitsgeschichte berichtet. Von zunächst unscheinbaren Dingen oder Verhaltensweisen ist da die Rede, die aber etwas ins Rollen gebracht haben. Was beispielsweise mit der Eröffnung der ersten Pizzeria in Deutschland, die 1952 in Würzburg erfolgte, begann, ist heute aus unserer Gaststättenlandschaft oder unseren Essgewohnheiten nicht mehr wegzudenken. Zu einer Sternstunde wurde auch der Mut und die Stimme eines einzelnen Soldaten, der der Unmenschlichkeit im Krieg ein Ende bereitete. Ähnliches gilt von der Beobachtungsgabe und dem fundierten Wissen einer Frau, deren Impulse für das Entstehen der heute nicht mehr wegzudenkenden Umweltbewegung entscheidend waren.

Auch in der Erzählung von der Geburt des Gottessohnes, die wir Jahr für Jahr zu Weihnachten hören, geht es um ein zunächst unspektakuläres Ereignis. Eingewickelt in Windeln liegt er als Kind in einer Krippe, weil in der Herberge kein Platz ist. Gott kommt in unsere Welt, aber nicht mit großem Aufsehen, sondern fast unbemerkt. Und doch wird es eine Sternstunde der Menschheitsgeschichte sein, nicht nur für jene, die sich künftig als Christinnen und Christen verstehen und in Jesus von Nazareth den Erlöser sehen. Dieses Ereignis war von so enormer Bedeutung, dass sich unsere Zeitrechnung sogar daran orientiert und wir von den Jahren vor und nach Christi Geburt sprechen. Ohne Frage hat das, was wir an Weihnachten feiern, einen bedeutenden Einfluss auf die Geschichte der Menschheit genommen.

Vor allem aber war es für die Menschen zur Zeit Jesu eine echte Zeitenwende. In besonders verdichteter Weise lag angesichts einer großen Perspektivlosigkeit die Erwartung und die Hoffnung auf einen Erlöser in der Luft. Viele Menschen lebten am Rande der Gesellschaft, armselig und unterdrückt. In dieser Situation waren sie für eine Botschaft, die ihnen den Weg zu einem Leben in Fülle zeigen wollte, besonders offen. Allerdings war – wie wir aus den Erzählungen der Evangelien erahnen können – der Weg Jesu, der Umkehr bedeutete, nicht immer leicht anzunehmen, besonders auch für diejenigen, die von den bestehenden Missverhältnissen profitierten. Seine Botschaft war schließlich herausfordernd: Werdet einfacher in eurer Lebensführung, lasst euch anrühren vom Schicksal der Menschen, seid gerecht auch dort, wo euch Unrecht widerfährt.

Vielleicht lässt deshalb Johannes der Täufer Jesus fragen: „Bist du der, der kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ (Mt 11, 3) Was er über Jesus hörte, schien so gar nicht zu seinen Erwartungen zu passen. Zu andersartig waren seine Botschaft und sein Auftreten. Statt eines triumphierenden Königs erscheint der Erlöser in Gestalt eines Kindes einfacher Leute. Und er kündigt auch nicht eine alles umstürzende neue Zeit an, sondern lenkt die Aufmerksamkeit der Menschen darauf, dass das Reich Gottes schon angebrochen ist: in der Vergänglichkeit der Welt, in den Verhältnissen dieser Zeit, in den konkreten Menschen mit ihrem ganz gewöhnlichen Alltag.



Dass sich die Zeit für die Menschen bereits gewendet hat, davon erzählen die Texte dieser Nacht. In ihnen ist die Freude, die Erleichterung, die neu aufkeimende Hoffnung regelrecht greifbar. Auf ganz bildliche Weise nehmen die Verse des Propheten Jesaja (69, 1-6) auch uns mit auf dem Weg vom Dunkel hinein in eine Hoffnungsperspektive, die wie ein helles Licht über der Zeit der Unterdrückung und der Erfahrung der Gottesferne erstrahlt. Die Wirkmacht dieses wunderbaren Wandels geht auch an uns nicht spurlos vorbei. Immer wieder vollziehen wir sie in unseren liturgischen Feiern nach. Sie lässt uns das Gefühl dieser Nacht nachempfinden, in der das Dunkel der Menschen hell wird, in der sie erfahren können, was wir im Titusbrief gehört haben: „die Gnade Gottes ist erschienen, um alle Menschen zu retten.“ (Tit 2,11)

Von einer Zeitenwende wurde auch in den letzten Monaten immer wieder gesprochen. Inzwischen bezeichnet man diesen Begriff sogar als Wort des Jahres. Der Angriffskrieg auf die Ukraine war es, der eine regelrechte Zäsur gesetzt hat. Auch die voranschreitenden Auswirkungen des Klimawandels machen die Veränderungen um uns herum überdeutlich. Bereits jetzt können wir schon von einem Vorher und einem Nachher sprechen. Es braucht nicht viele Worte und Beispiele, um deutlich zu machen, wie sich die Zeit gewendet hat. Wir merken es gerade in den alltäglichen Dingen: Lebensmittelpreise steigen, Wohnungen und Büroräume sind kühler, zu den vielen Flüchtlingen zählen nun auch Menschen aus Europa, mehr Mitbürgerinnen und Mitbürger als ohnehin schon geraten in existentielle Not, uns bekannte Bäche und Flüsse trocknen aus, ganze Landschaften leiden unter den Auswirkungen des Klimas, viele Tierarten sind davon bedroht auszusterben. Angesichts einer solchen Zeitenwende fällt es uns nicht leicht, in den Freudengesang der Texte dieser Nacht einzustimmen. Vielmehr macht sich bei vielen Menschen das Gefühl breit, jetzt erst recht „im Land der Stockfinsternis“ zu wohnen.

Was hat uns Weihnachten, was hat uns die Geburt eines Retters und Erlösers dann also gebracht? Zweifellos hat mit der Menschwerdung Gottes etwas Neues in dieser Welt begonnen – die Vollendung steht aber noch aus. Und in dieser Spannung leben auch wir – 2000 Jahre danach: gewissermaßen in einem Zustand des „schon“ und „noch nicht“. Auch für uns ist Jesus Christus der Immanuel – der Gott mit uns. Bereits jetzt

58



schon sind wir nicht mehr völlig beziehungs- und schutzlos dieser Welt ausgeliefert, den darin wirkenden Kräften und dem missbräuchlichen Gebrauch von Macht. In jedem Jahr feiern wir Weihnachten wieder als „eine Möglichkeit, als *kairos* – als eine Gelegenheit, die sich in einem bestimmten Augenblick öffnen und bieten wird“. So können wir das verstehen, was der Engel zu den Hirten sagt: „Heute ist euch [...] der Retter geboren.“ (Lk 2,11) Damit ist auch unser ‚Heute‘ gemeint. Damit ist auch gemeint, dass unsere gegenwärtige Zeit, die von großer Unsicherheit und unerträglichem Unfrieden gekennzeichnet ist, gewandelt werden kann.

Lassen wir uns von diesem *kairos* ergreifen, diesem rechten Augenblick, der eine Zusage für unser ganz persönliches Leben sein will. Und ergreifen auch wir den rechten Moment, den Moment der Entscheidung, um unsere Erde zukunftsfähig und diese Welt menschenfreundlicher zu gestalten. Die Botschaft Jesu ist dafür auch heute noch Maßstab und Programm: Werdet einfacher in eurer Lebensführung, lasst euch anrühren vom Schicksal der Menschen, seid gerecht auch dort, wo euch Unrecht widerfährt. Dann wird Weihnachten nicht nur zu einer Sternstunde in unserem Leben, sondern auch zu einer Sternstunde für die Menschen, denen wir auf diese Weise begegnen.

Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen in aller Unvollkommenheit dieser Welt ein gnadenreiches Weihnachtsfest, die Erfahrung göttlicher Nähe und menschlicher Zuwendung.



# Niedergang oder Wiederkehr der Religion?

Predigt zum Hochfest Epiphanie 2023

Den meisten unter uns dürften die drei Weisen, die dem Gottessohn in der Krippe ihre Geschenke bringen, seit Kindheit vertraut sein. Von Sterndeutern aus dem Osten ist im Matthäusevangelium die Rede; vermutlich stammten sie aus dem heutigen Iran. Bei ihren Forschungen sind sie offenbar auf ein Phänomen am Himmel gestoßen, das sie neugierig gemacht hat. Ja, mehr noch: Sie glaubten, dass der Stern, den sie aufleuchten sahen, mit ihrer Suche nach Wahrheit zu tun haben könnte. Deshalb sind sie aufgebrochen, um diesem Stern zu folgen. Nach Sinn und einem letzten Halt Ausschau zu halten, ist uns Menschen zutiefst eigen. Ja, es macht sogar unsere Würde aus, dass wir – bewusst oder unbewusst – nach Gott als dem Grund aller Wirklichkeit suchen. Gilt das aber auch heutzutage noch? Dazu sind die Meinungen umstritten. Geht die Religion ihrem Niedergang entgegen, oder erfahren wir gerade so etwas wie die Wiederkehr der Religion? Für beides finden sich Anhaltspunkte.

Dass Religion immer bedeutungsloser wird, könnten die aktuellen Zahlen der Kirchengaustritte nahelegen. Damit ist vor allem Religion in ihrer institutionalisierten Form – wie sie die Kirche – repräsentiert, gemeint. In unserem Bistum waren es im letzten Jahr über 1.100 Personen, die offiziell ihre Mitgliedschaft aufgekündigt haben. Die Gründe dafür sind vielfältig. Sicher aber war für viele Menschen letztendlich der massive Glaubwürdigkeitsverlust ausschlaggebend, den der Umgang mit den Taten sexualisierten und geistlichen Missbrauchs bewirkt hat.

Die Verfallserscheinungen der Religion, die im Zuge der Säkularisierung ohnehin schon als überwunden und verabschiedet galt, sind durchaus sichtbar. Und trotzdem bleibt Religion merkwürdigerweise ein Thema. Ja, sie wird von einigen Gruppen sogar ganz bewusst hervorgehoben und vereinnahmt. Dazu gehörte zum Beispiel der lautstarke christlich verbrämte Ruf nach der Rettung des Abendlandes. Was man damit jedoch eigentlich meinte, war und ist die Ablehnung nach Europa geflüchteter und schutzsuchender Menschen anderer Kulturen und Weltanschauungen. Im Namen der Religion führen die Taliban in Afghanistan ein Terrorregime. Im Namen der Religion bestraft die

Regierung im Iran jede von ihnen so empfundene Übertretung ihrer Gebote. Im Namen der Religion werden in zahlreichen Gebieten der Welt Teile der Bevölkerung unterdrückt. Im Namen der Religion verteidigen auch manche den brutalen und völlig sinnlosen Krieg in der Ukraine.

Was geschieht da also, wenn von der Wiederkehr der Religion die Rede ist? Die Beispiele zeigen, dass es nicht unbedingt etwas Gutes sein muss. Es gab und gibt durchaus auch die dunkle Seite, die entstellte und entstellende Form der Religion. In den genannten Beispielen ist sie nichts anderes als eine politische Ideologie, die versucht, ihre von außen angefragte Identität durch Ausgrenzung und Unterdrückung alles Fremden oder sogar unter Einsatz von Gewalt zu sichern. Auf diese Weise möchte sie wieder als eine die Öffentlichkeit prägende Kraft erscheinen. Eine solche Ideologie ist der christlichen Religion jedoch zutiefst fremd. War es nicht gerade die integrierende Kraft des Christentums, die zu einer Inkulturation und Verbreitung in den verschiedensten Gegenden der Welt beigetragen hat?

Zugleich zeigt sich uns die Religion neben dieser öffentlich-politischen Form in einer ganz anderen Art und Weise. Selten war das Bedürfnis der Menschen nach Spiritualität größer. Der Markt für spirituelle Angebote und Esoterik boomt. Vor einigen Jahren hat sogar das Wirtschaftsministerium in Sachsen-Anhalt eine Broschüre mit dem Titel „Spirituelle Tourismus“ herausgegeben. Die Menschen sind auf der



Die Sternsinger sangen im Gottesdienst, bevor sie den Segen 20°C\*M\*B\*23 zu den Menschen brachten.

Suche nach etwas, was ihrem Leben Sinn gibt und ganz einfach guttut. In diesem spirituellen Bedürfnis begegnet uns aber ein eher privates Verständnis, das die Religion nicht im öffentlichen Raum verortet, sondern als persönlichen Lebensstil versteht. In ähnlicher Weise dürfte das auch für die wachsende Zahl von Menschen gelten, die sich keiner Religion zugehörig fühlen, ohne sich selbst jedoch als Atheisten zu bezeichnen. Hier begegnet uns die Religion in einer weiteren Form.

Es ist also gar nicht möglich, von der Wiederkehr „der“ Religion zu sprechen. Die Religion und das, was Menschen darunter verstehen, wie sie es leben und wie sie ihren Glauben darin ausdrücken, ist durchaus vielfältig und differenziert. Das merken wir auch innerhalb unseres eigenen Bistums, ja sogar innerhalb der eigenen Pfarrei oder Familie. Was man unter Glauben versteht, ist jeweils sehr persönlich und verschieden. Für die einen ist Glaube vor allem etwas, was Sicherheit gibt und worauf man sich verlassen kann. Für andere ist der Glaube ein Weg, der immer wieder auch Unvorhergesehenes bereithält. Diesem Unverfügbaren mit Offenheit zu begegnen, bedeutet für diese Menschen zu glauben. Wieder andere verstehen Glauben vor allem als Überzeugungen und Lehrsätze, die ihrem Leben eine Richtung und einen Halt geben. Oder Menschen erfahren ihren Glauben als eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus, der der tragende Grund in ihrem Leben ist.

Ganz unterschiedlich kann daher auch das Verständnis von Kirche sein und was man von ihr erwartet. Für die einen ist die Kirche ein Stück zuhause, mit dem sie wertvolle und schöne Erinnerungen verbinden und die sie deshalb möglichst so zu bewahren versuchen, wie sie sie kennengelernt haben. Andere sehen in der Kirche eine Pilgergemeinschaft oder Expeditionsgruppe, die gemeinsam unterwegs zu Gott ist und dabei tastend und suchend Verschiedenes ausprobiert, empfindsam für die Nöte der Zeit und auch offen für Reformen. In diesem Sinn hat Papst Franziskus die Kirche auch einmal als „Feldlazarett nach dem Kampf“ bezeichnet – als eine Kirche, die sich den Menschen am Rande der Gesellschaft, den Armen, Leidenden und Zurückgelassenen zuwendet. Doch was sich nur nach außen wendet, verliert sich womöglich auch in der Zerstreuung. Deshalb braucht es immer auch ein Zurückkehren, eine Möglichkeit aufzutanken, sich seines Grundes zu versichern und diesen zu wahren und zu pflegen. Um dabei aber nicht alles Äußere abzuwerten und auszugrenzen, um nicht zum Zerrbild ihrer selbst zu

werden, ist zugleich eine Offenheit für die Wirklichkeit nötig, die in den konkreten Lebenssituationen und Nöten, den Fragen, Sorgen und Ansichten der Menschen begegnet. Das schließt auch ein, dass sich in der Kirche, wenn sie eine Heilsgemeinschaft für alle sein möchte, eine Vielfalt und Buntheit des Religiösen wiederfindet, dass man bereit ist, auch gewohnte Grenzen zu überschreiten und nach neuen Wegen zu Gott und zu den Menschen zu suchen. Dabei muss Bewährtes nicht gänzlich über Bord geworfen werden.

Will die Religion nicht in der gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit versinken und sich damit abfinden, dass die Gleichgültigkeit der Menschen ihr gegenüber wächst oder Zerrbilder von ihr die Runde machen, wird sie immer wieder in den Dialog mit der Gesellschaft treten müssen. Abschottung, Ausgrenzung und Abwertung gehören nicht zu einem zukunftsfähigen Weg. Jede Religion muss die Krisen und Herausforderungen dieser Zeit – auch ihre eigenen – wahrnehmen und angehen, muss zuhören und bereit sein, Vielfalt und Ungewohntes zuzulassen. Dann hat sie die Chance, in die Gesellschaft hineinzuwirken. Denn die Botschaften der Religionen von Toleranz, Frieden und Hoffnung und der Einsatz dafür sind selten so nötig gewesen wie heute. Daher ist es Zeit für eine Wiederkehr der Religion – aber einer, die nicht instrumentalisiert oder terrorisiert, die aber auch nicht nur privater Natur ist, sondern gemeinschaftlich gelebt und öffentlich sinnstiftend und wohltuend wirksam wird.

Das Fest der Erscheinung des Herrn lenkt unseren christlichen Blick auf die einzigartige und unüberbietbare Offenbarung Gottes in Jesus Christus, es weitet ihn aber auch über die Grenzen von Bethlehem hinaus für das Wirken Gottes in allen Völkern unserer Erde, innerhalb unserer Kirche und außerhalb, bei Christen und Nichtchristen, bei Suchenden und bei denen, die vielleicht gar nichts suchen. Verlieren wir nicht den Mut, uns zur konkreten Menschwerdung Gottes in Jesus Christus und zu seiner Kirche zu bekennen, nicht arrogant und fanatisch, aber eindeutig und liebenswürdig. Erkennen wir und freuen wir uns darüber aber auch, dass Gott oftmals noch ganz andere Wege wählt, um Menschen zum Heil zu führen. Lassen wir dabei in der Unruhe unseres Herzens nicht nach, auch im eigenen Leben weiterhin den Stern zu suchen und ihm zu folgen. Und wer weiß, vielleicht werden wir dadurch selbst zu einem Stern, der anderen den Weg zur Krippe nach Bethlehem zeigt.

# Hinter die Fassade blicken

Predigt am Aschermittwoch 2023

Potemkinsche Dörfer

Liebe Schwestern und Brüder, wovon wir heute am Aschermittwoch in den Lesungstexten hören, erinnert an Potemkinsche Dörfer. In der Erzählung, die hinter dieser Redewendung steckt, soll ein Feldmarschall mit Namen Potjemkin bei einem Besuch Katharinas der Großen in Neurussland veranlasst haben, dass Kulissen von Dörfern aufgebaut werden, um über den wirklichen Entwicklungsstand der neubesiedelten Gegend hinwegzutäuschen. Es steckt nur wenig Wahrheitsgehalt in dieser Überlieferung, aber offensichtlich transportiert sie ein Stück Wirklichkeit. Das würde erklären, warum sich diese Redewendung verbreitet und gehalten hat.

Potemkinsche Dörfer waren auch in der DDR zu finden. Zur Wiedereröffnung der Wartburg in Eisenach errichtete man für Honecker eine beeindruckende Maskerade: ganze Häuserzeilen, die eigentlich zum Abriss bestimmt waren, wurden neu angestrichen und mit Gardinen hinter den Fenstern mit neuem Leben gefüllt, um ein irreführendes Bild zu vermitteln. Und 1983, als der 500. Geburtstag Martin Luthers anstand, wurden in Eisleben die Touristen ebenso getäuscht.



Errichtete Fassaden bieten also die Möglichkeit, etwas so darzustellen, wie es gesehen werden soll; selten bilden sie aber ab, was wirklich ist.

### Der Blick hinter die Fassade

Mit dem Aschermittwoch beginnen die 40 Tage der österlichen Bußzeit. Eine Zeit der Vorbereitung auf Ostern, die dazu anregen kann, einmal hinter die Fassaden zu blicken. Dabei denke ich zuerst an die eigenen Fassaden, die wir manchmal errichten, um Dahinterliegendem nicht begegnen zu müssen. Wir errichten Fassaden, weil wir etwas an uns nicht leiden können und es lieber nicht preisgeben. Wir errichten auch Fassaden, weil wir das Gefühl haben, Erwartungen, die an uns herangetragen werden, erfüllen zu müssen. Manchmal errichten wir sie auch, weil eine Begegnung mit dem Dahinterliegenden verletzt und aufwühlt.

Es gibt viele Gründe, eine Fassade zu errichten, deren Mauern nicht hoch genug und deren Farben nicht bunt genug sein können. Aber diese Fassaden nehmen uns die Chance, uns selbst zu begegnen und damit auch dem zu begegnen, was uns in unserem Leben trägt, was der Grund ist, auf dem wir stehen. In der Oberflächlichkeit ist dieser Grund aber nicht erfahrbar. Was uns trägt, ist im Verborgenen – so heißt es im Evangelium (Mt 6,1-6; 16-18) – zu finden; jenseits jeder Fassade, jenseits all dessen, was wir uns so schön errichtet haben. Für eine Begegnung müssen die Mauern erst einmal abgebaut werden, damit ein Vordringen auf den Grund überhaupt erst möglich wird.

Es gibt da aber auch noch andere Formen von Fassaden. Nämlich solche, die wir in der Begegnung mit anderen errichten. Wie oft sind wir es, die in diesen Begegnungen Fassaden aufbauen, weil wir schon beim ersten Aufeinandertreffen ein bestimmtes Bild von dieser Person haben, eine vorgefertigte Meinung, eine Schublade, in die wir sie allzu schnell stecken. Und manchmal errichtet auch die uns begegnende Person eine Fassade, damit wir nicht mitbekommen, was sie im Tiefsten bewegt – vielleicht Schmerz, Trauer, Schuld oder Angst.

Die nun beginnenden 40 Tage sind deshalb auch eine Zeit, in der wir einmal hinter die Fassade der Menschen blicken können, denen wir begegnen – in unseren Familien, in unserem Arbeitsumfeld, in

alltäglichen Situationen. Halten wir Ausschau nach dem Menschen, der hinter dem zum Vorschein kommen will, was einer echten Begegnung sonst im Weg steht.

### **Kehrt um!**

Am Beginn der österlichen Bußzeit steht der Ruf zur Umkehr, wie ihn der Prophet Joel 2,12-18), ebenso wie die anderen Propheten, und auch Johannes der Täufer fordern. Es ist eine Forderung mit einem existenziellen Anspruch in Zeiten, in denen es sich zu entscheiden galt: machen wir so weiter und gehen dem Unheil weiter entgegen, oder wählen wir das Leben. Deshalb ist der Ruf zur Umkehr auch eine Einladung, nach dem Wesentlichen zu suchen, dem Leben so zu begegnen, dass es lebendiger werden kann – für mich und für andere.

In diesem Sinn erreichen uns Umkehrrufe gerade von vielen Seiten. Gesamtgesellschaftlich sind wir aufgefordert, umzukehren und dem Leben auf dieser Erde für alle eine Chance zu geben. Beginnen wir damit schon im Kleinen, geben wir dem Raum, was uns als Christinnen und Christen trägt, und suchen wir einmal nach dem Menschen hinter der Fassade.



# „Durchkreuzte Hoffnung“

Brief zur österlichen Bußzeit 2023

Liebe Schwestern und Brüder, was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie den Begriff „letzte Generation“ hören? So bezeichnet sich ja eine Gruppe von zumeist jungen Menschen, die zurzeit unsere Gesellschaft mit Protestaktionen zum Umdenken und Handeln bewegen wollen. Um den verheerenden Klimawandel zu stoppen, fordern sie ein Ende der Lebensmittelverschwendung, einen Verzicht auf fossile Brennstoffe und eine umfassende Verkehrswende. „Letzte Generation“? Heißt das, dass „nach uns die Sintflut“ kommt und mit allem Schluss ist? Oder verbindet sich damit die Vorstellung, dass wir diejenigen sind, die noch das Schlimmste abwenden können? Auf jeden Fall macht sich verschiedentlich so etwas wie eine Endzeit- oder Weltuntergangsstimmung breit. Die Folgen der Corona-Pandemie und des Ukraine-Kriegs, aber auch andere Katastrophen und Auseinandersetzungen verstärken das noch. Die Angst vor einem 3. Weltkrieg und dem Einsatz von Atomwaffen ist groß. Manche meinen sogar, dass man angesichts all dessen keinen Kindern mehr das Leben schenken könne oder solle. Interessanterweise habe ich ähnliche Äußerungen schon in meiner Studentenzeit vor etwa 50 Jahren gehört. Bereits damals erschienen Bücher mit Titeln wie „Das Selbstmordprogramm“ oder „Der tödliche Fortschritt“. Vieles scheint wieder einmal zum Verzweifeln zu sein. „Es ist 5 vor oder sogar 5 nach 12“, wird manchmal gesagt, oder auch: „Der Letzte macht das Licht aus!“ Und im Hinblick auf die dramatische Entwicklung unserer Kirche



bezeichnen einige in Deutschland inzwischen den „Synodalen Weg“ mit seinen Reformbemühungen auch als „letzte Chance“.

Tatsächlich ist die Lage, in der wir uns befinden, sehr ernst. In vielem wäre eine radikale Umkehr dringend vonnöten. Das stelle ich überhaupt nicht in Zweifel. Aber – so wage ich aus christlicher Perspektive anzufragen – ist unsere Situation tatsächlich auch hoffnungslos? Haben wir nicht allen apokalyptischen Unkenrufen zum Trotz eine andere Verheißung und Vision? Mit Blick auf den Menschen zeichnet der heutige Lesungstext aus dem Buch Genesis (2,7-9; 3,1-7) ein sehr realistisches Bild. Dort wird von der – gewissermaßen – „ersten Generation“ berichtet. Gott erschafft am Beginn seines Wirkens den Menschen, als Teil der Schöpfung. Von ihr wird schon im Kapitel zuvor gesagt, dass sie insgesamt gut sei. Sie bringt Leben hervor und stellt bereit, was alle zum Leben brauchen. Als charakteristisch für den Menschen wird seine Lebendigkeit beschrieben: Gott „blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen.“ (Gen 2,7) Aus seinem Innersten heraus strebt er danach, sein Leben sinnvoll zu gestalten und sich eine Zukunft aufzubauen.

Doch dann lässt sich schon diese „erste Generation“ dazu verführen, die für den Menschen vorgesehenen Grenzen zu überschreiten und den eigenen Lebensraum ungebührlich auszudehnen. Die Konsequenz davon ist die Entfremdung von Gott und sich selbst. Die Beziehungen zur ganzen Schöpfung werden immer fragwürdiger. Heutzutage sind unsere Ansprüche sogar so maßlos geworden, dass uns die Erde, auf der wir leben, nicht mehr ausreicht. Zurzeit verbrauchen wir Deutsche pro



Jahr – im Bild ausgedrückt – fast drei Erden; weltweit gesehen sind es immerhin noch 1,74. Diese Erkenntnis und das Unheil, das die Zerstörung der Umwelt und unseres menschlichen Miteinanders mit sich gebracht hat, sollten uns am Beginn der österlichen Bußzeit anregen, wieder einmal neu zu bedenken, was es heißen könnte, schöpfungsgemäßer zu leben.

Dabei macht die Erzählung aus dem Paradies deutlich, dass die Möglichkeit zu einer Überwindung der Katastrophe nicht aus dem Wesen des Menschen abgeleitet werden kann. Auch wenn er sich wünschte, wie Gott sein zu wollen, ist er niemals allein der Heilsbringer. Das steht ihm nicht zu, wäre anmaßend und würde ihn heillos überfordern. Was wir aber können und sollen, ist, uns in Freiheit unserer Verantwortung zu stellen und entsprechend zu handeln. Dazu regen auch andere Beispiele aus der biblischen Geschichte an, die zum Ausdruck bringen, wie Unwahrscheinliches über das Wahrscheinliche triumphieren kann. Da hören wir von Unrecht und Leid, von Lüge und Verrat, von Zerstörung und Tod, zugleich aber auch von denen, die all das zu erdulden hatten, die sich jedoch nicht entmutigen ließen und die letztlich sogar befreit und erlöst wurden oder daran mitgewirkt haben. Es sind Erzählungen, aus denen sich schöpfen lässt, in lichten wie in finsternen Zeiten. Zu ihnen gehört z.B. der Bericht vom Auszug der Israeliten aus Ägypten. Gegen alle Erwartung – so überliefert es die Tradition – gelingt dem unterdrückten Volk Israel die Flucht aus der Knechtschaft. Inmitten des Unheils geschieht Heil, führt Gott sein Volk in die Freiheit. Ähnlich ergeht es auch Noah, der mit seiner Familie und vielen Tieren in einer Arche – einem schwimmfähigen Kasten – die große Flut überlebt. Seitdem ist der Regenbogen, den er bei seiner Rettung sieht, ein Hoffnungszeichen dafür, dass Gott niemanden ganz verlässt. Daran zu erinnern, solche Erfahrungen von Generation zu Generation weiterzugeben, regt an und macht Mut, vertrauensvoller zu leben und sich mit seinen Gaben und Fähigkeiten einzubringen. Ebenso ist es mit den beeindruckenden Erzählungen und der österlichen Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi.

Es gibt also durchaus Gründe, sich nicht mit dem abzufinden, wie es ist und angeblich so bleiben oder aber zugrunde gehen wird. An das Unglaubliche zu glauben, ist auch in unserer Zeit möglich. Ja, wir brauchen über unsere gewöhnlichen Vorstellungen hinaus sogar eine

Hoffnung, die unseren Horizont übersteigt. Denn nur so kann auch wirklich Veränderung geschehen, kann Unfreiheit und Knechtschaft überwunden und unser bisweilen enger Horizont überschritten werden. Nur so werden wir auch motiviert sein, uns kreativ für die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen und nicht zu resignieren oder zu verbittern.

Dabei leugnet die christliche Hoffnung nicht den katastrophalen Zustand, in der sich die Welt befindet., Sie spielt sich auch nicht auf, als ob sie über den Geschehnissen steht. Christlicher Hoffnung liegt es fern, die Katastrophen zu verharmlosen oder die Augen vor der Realität zu verschließen. Aber sie stimmt auch nicht in den Untergangsgesang derer ein, die die Welt schon als verloren ansehen. Deshalb bezeichnet der Theologe Markus Vogt die christliche Hoffnung auch als eine „durchkreuzte Hoffnung“. „Diese weiß um die Gefährdung des Menschlichen und vertraut zugleich auf die Möglichkeit neuer Anfänge, die Gott, der auch am Kreuz noch Gott geblieben ist und so über Scheitern, Leid und Katastrophe hinausweist, zu schenken vermag.“

Liebe Schwestern und Brüder, ohne Hoffnung wäre unsere Existenz trostlos, könnten wir nicht sinnvoll leben. Aber sie fällt uns auch nicht einfach so in den Schoß. Oftmals erweist sie sich nur als ein kleiner Funken, den es zu schützen und zu nähren gilt. Dazu braucht es auch Vertrauen, Wachsamkeit und Geduld. Geduld aber – so habe ich einmal gelesen – sei „der Abstand zwischen Vision und Vernunft“ oder „das Ausdauertraining für die Hoffnung“. Mit anderen Worten wird eine solche Haltung auch im 2. Brief an Timotheus beschrieben, wo es heißt (1,7): „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit geschenkt, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“ In diesem Sinn wünsche ich uns allen eine anregende österliche Bußzeit. Hilfreich dazu könnte auch das Gebet von Reinhold Niebuhr sein: „Herr gib mir Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“ Geben wir auf jeden Fall nicht auf und verlieren wir nicht die Zuversicht! Trauen wir der Botschaft von Ostern, dass das Leben stärker ist als der Tod und auch wir auf Vollendung hoffen dürfen.

Dazu erbitte ich uns allen den Segen des allmächtigen und barmherzigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

# Manche scheuen Reformen „wie der Teufel das Weihwasser“

Interview mit Ingo Brüggenjürgen für domradio.de  
anlässlich der Frühjahrs-Vollversammlung  
der Deutschen Bischofskonferenz in Dresden am 1. März 2023

**DOMRADIO.DE:** Was bedeutet es für Sie, dass die Bischofskonferenz das dritte Mal zu Gast in der ostdeutschen Diaspora ist?

**Feige:** Das ist schon spannend. Ich freue mich darüber. Es ist ein Highlight, gewissermaßen. Aber ich weiß auch nicht, ob viele Bischöfe außerhalb dieser Konferenz jetzt noch mehr von der Situation mitbekommen oder auch von der Situation wissen. Und das wünschte ich mir eigentlich, dass noch mehr Erfahrungen gemacht würden mit unserer Situation.

**DOMRADIO.DE:** Was würden Sie den Mitbrüdern gerne mitgeben aus der Diaspora?

**Feige:** Am liebsten wäre mir eine Art Exposure-Programm. Die Bischöfe einfach mal auszusetzen, nicht zu einer besonderen Sache einzuladen. Und dann können sie Erfahrungen machen, wie es ist, in einer solchen Situation mit ganz wenigen Mitteln, ganz wenigen Möglichkeiten, etwas zu gestalten. Ganz einfach mal eine Messe selber vorzubereiten, die Lieder rauszusuchen und dabei auch anzustimmen. Das könnte auch schon Spaß machen.

**DOMRADIO.DE:** Finden Sie heute mehr Gehör mit Ihrer Diaspora-Situation als früher?

**Feige:** Ja, über Diaspora wird viel geredet. Aber ob man das verinnerlicht, was sich damit verbindet, das ist eben mein Problem und ist die Herausforderung. Auf der anderen Seite: Wir leben nicht in einem Reservat, wir leben in Deutschland und wir nehmen auch an allen anderen Entwicklungen teil, sowohl was die Politik, die Gesellschaft betrifft, als auch die Kirche. Aber wir haben eben schon Besonderheiten, und das ist unsere geringe Zahl. Das ist unser weites Gebiet. Das Bistum Magdeburg ist das viertgrößte dem Territorium nach und es leben

lediglich 76.000 Katholiken darauf. Das ist halb so viel, wie das Bistum Dresden-Meißen hat. Und das sind schon enorme Herausforderungen.

**DOMRADIO.DE:** Was heißt das konkret? Was müssen Sie anders machen, als Ihre Mitbrüder in katholischen Gegenden?

**Feige:** Naja, wir haben nicht so große Apparate, also beispielsweise die Ordinariate oder Generalvikariate. München hat, habe ich mal mitbekommen, 1000 Mitarbeitende, wir haben keine 70. Und dazwischen gibt es noch andere Bistümer, auch mit einigen Hunderten. Wir müssen aber dieselben Standards garantieren wie die anderen Bistümer. Und das ist schon eine enorme Herausforderung.

Oder unsere finanziellen Möglichkeiten sind eben sehr begrenzt. Und das wird noch schwieriger in den kommenden Jahren. Damit zu leben und Kirche zu gestalten mit so wenigen, das ist schon eine große Herausforderung. Aber ich muss sagen, das sind nur die Rahmenbedingungen, die es einem nicht leicht machen. Auf der anderen Seite aber erlebe ich viel Erfreuliches.

Ich habe so ein Mantra, das ich für unsere Situation vor mir hertrage. Nämlich: Wie verstehen wir uns als katholische Christen? Als schöpferische Minderheit in ökumenischen Geist und in Kooperation mit anderen Partnern in der Gesellschaft. Und damit, meine ich, lässt sich auch Kirche leben und verwirklichen. Das ist vielleicht so eine Erfahrung, die manche anderen Bistümer noch nicht in dieser Radikalität machen.

**DOMRADIO.DE:** Fällt es Ihnen dann auch leichter, Reformen wie den Synodalen Weg anzugehen? Da gibt es vielleicht weniger Berührungspunkte bei Themen wie Ökumene oder dem Umgang mit dem Staat.

**Feige:** Also Berührungspunkte haben wir in der Tat nicht mehr so, aber unsere Situation ist schon noch verschieden von der westdeutschen Situation. Das heißt, viele der Probleme, die so drängend und auch sehr pointiert dargestellt werden, werden bei uns noch nicht so heftig diskutiert. Aber die Probleme sind auch da. Von daher braucht es unbedingt Reformen, das Anliegen brennt auch in unseren Gebieten. Und es sind große Erwartungen an den Synodalen Weg und ich hoffe,



Ingo Brüggenjürgen von domradio.de im Gespräch mit Bischof Dr. Gerhard Feige.

dass wir vorankommen.

**DOMRADIO.DE:** Nuntius Eterovic hat in seinem Grußwort an die Bischofskonferenz noch einmal zur Einheit mit Rom aufgerufen. Er hat im Namen des Vatikans der Idee von synodalen Räten auch auf Bistumsebene eine Absage erteilt. Wie ist das bei Ihnen angekommen?

**Feige:** Ich habe den Eindruck, dass manche einen synodalen Rat so fürchten wie der Teufel das Weihwasser. Aber es ist ja noch gar nicht so konkret, und von daher würde ich sagen, die Überlegungen sollen weitergehen, im großen Vertrauen, so erlebe ich es jedenfalls bei uns im Bistum.

Was stellt man sich überhaupt unter solch einem synodalen Rat vor? Welche Kompetenzen hat er? Welche rechtlichen Grundlagen? Wie ist das Verhältnis des Bischofs zu diesem Rat? Das muss ja alles erst noch erkundet werden. Und von daher meine ich, dass wir durchaus weiter überlegen sollen, wie die vertrauensvolle Zusammenarbeit, die es bei uns bereits gibt, noch weiterentwickelt und zukunftsfähiger gemacht werden kann.

# „In Zeiten wie diesen brauchen wir Vermittler zwischen Ost und West“

Interview mit Volker Resing vom Cicero am 12. März 2023

Seit Jahrzehnten engagiert sich Gerhard Feige, der katholische Bischof von Magdeburg, für die Verständigung mit orthodoxen Christen. Im Interview mit Cicero spricht er über die Unterstützung des Ukraine-Krieges durch die russisch-orthodoxe Kirche und die Notwendigkeit des Dialoges.

**Cicero:** Herr Bischof Feige, Russland und die Ukraine und die dortigen Kirchen sind Ihnen sehr vertraut. Wie ist Ihre Einschätzung: Handelt es sich bei dem russischen Angriffskrieg auch um einen Religionskrieg?



Volker Resing vom Cicero.

**Feige:** Nein, es ist kein Religionskrieg, aber auf jeden Fall spielen religiöse Vorstellungen eine wichtige Rolle. Zum einen beeinflusst die Religion die moralischen Urteile in diesem Krieg, zum anderen gehört die Vorstellung von dem, was die Gesamtheit der Kirche des Moskauer Patriarchats ausmacht, elementar zum Begründungszusammenhang dieses Angriffskrieges. Ausgangspunkt ist die sogenannte Kiewer Rus, dort wurde das Christentum 988 durch die Taufe des Großfürsten Wladimir oder Wolodymyr bei den Slawen begründet. In Kiew lag also das eigentliche Zentrum, das dann später nach Moskau verlagert wurde. Vom 17. Jahrhundert an hat dann Kiew wieder eng zu Moskau gehört. Von daher sieht sich das Moskauer Patriarchat in dieser Tradition und zählt die Ukraine zu seinem kanonischen Territorium. Das stützt dann die Ansprüche und das verbrecherische Handeln Putins.

**Cicero:** Bei der Unterstützung der orthodoxen Kirche für den russischen Präsidenten schauen wir immer auf den Moskauer Patriarchen Kyrill. Aber wie stark ist die Unterstützung in der Breite der orthodoxen Kirche für Putin?



**Feige:** Dieses Bewusstsein, die Ukraine gehört zu uns, ist wohl auch bei den Gläubigen in Russland weit verbreitet. Die offizielle Kommunikation wird von dem Regime sehr klar geregelt und hat enormen Einfluss. Deswegen folgen große Bevölkerungsschichten dem, was Putin vorgibt.

**Cicero:** Haben Sie aktuell noch Kontakt nach Russland und in die russische Orthodoxie?

**Feige:** Nein, derzeit haben wir keine Kontakte mehr. Wir hatten ja in der Vergangenheit einen theologischen Austausch zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und dem Moskauer Patriarchat. Im letzten Jahr hätte wieder ein Gespräch stattfinden sollen. Das haben wir aufgrund dieses Krieges abgesagt, weil wir keine Möglichkeit sahen, in vernünftiger Weise miteinander ins Gespräch zu kommen.

**Cicero:** Wie waren die Gespräche in den Jahren davor?

**Feige:** Eigentlich recht konstruktiv und anregend. Aber nach Ausbruch dieses Krieges haben wir uns natürlich gefragt, ob wir etwas übersehen haben. Und wir haben noch mal unsere Kommunikés angeschaut. Dabei hatten wir nicht den Eindruck, dass wir über den Tisch gezogen worden wären. Es standen auch keine unversöhnlichen Gegensätze im Raum. Das hing aber sicherlich daran, dass in unseren beiden Delegationen immer eine größere Zahl an Professoren mit dabei war. Durch die Vorträge kamen wir in bestimmte Themen rein und haben dann sehr differenziert über alles gesprochen.

**Cicero:** Was waren das für Themen, wo gab es Konflikte?

**Feige:** Es ging in den Gesprächen etwa um das christliche Menschenbild im Kontext europäischer Entwicklungen. Die Menschenrechte waren ein Thema, aber auch die Frage: „Werteverfall – Mythos oder Wirklichkeit?“ wurde erörtert. Auch über die Unterschiede in unseren Gesellschaften in Ost und West wurde diskutiert, etwa beim Thema „Ehe und Familie“. Zuletzt haben wir um Evangelisierung und Missionierung in einer pluralistischen Gesellschaft gerungen. Das waren sehr spannende, aktuelle und auch kontroverse Themen. Bei vielem haben wir interessante Übereinstimmungen festgestellt, bei manchem aber auch deutliche Unterschiede.

**Cicero:** Putin hat in seiner letzten Rede noch mal die Unterschiede in krasser Weise betont. Im Westen müssten die Kinder jetzt ihr Geschlecht selbst wählen und man würde diskutieren, welches Geschlecht Gott habe, so verrückt seien die, so Putin. Findet das Resonanz?

**Feige:** Wenn man dazu im Vergleich die Ansprachen Kyrills liest, dann muss man wohl feststellen, dass der Patriarch Putins Meinung teilt. Im Hintergrund steht die Vorstellung vom heiligen Russland und vielleicht auch von den drei Roms. Das erste Rom ist vom Glauben abgefallen, das zweite – Konstantinopel – ist zerstört worden, und Moskau ist das dritte Rom, und es wird kein anderes mehr geben. Und tatsächlich wird der Krieg in so einen Kontext gestellt und als metaphysisch aufgeladener Kampf des Guten gegen das Böse inszeniert.

**Cicero:** Kam das in ihren Gesprächen mit der russischen Orthodoxie so auch schon zum Ausdruck?

**Feige:** Nein, offenbar waren unsere Gesprächspartner weltoffener eingestellt. So ein Schwarz-Weiß-Gegensatz zwischen Ost und West, zwischen Russland und der westlichen Welt, war in unseren Begegnungen nicht zu spüren. Es gab durchaus Nuancen in den Mentalitäten, in der Wahrnehmung, aber eher auch die Suche um Verbündete. Unabhängig von unserem Dialog hatte der Leiter des Außenamts des Moskauer Patriarchats, Metropolit Hilarion, immer wieder versucht, moralische Allianzen mit der katholischen Kirche zu knüpfen. Rom sollte ein Verbündeter werden im Kampf gegen die Liberalisierung der westlichen Welt, auch gewissermaßen gegen den Protestantismus. Darauf hat sich Rom aber nicht eingelassen. Insgesamt war diese Polarisierung jedoch nicht so massiv, wie sie jetzt offen zutage tritt.

**Cicero:** Auch die Ukraine ist ein orthodox geprägtes Land und zugleich gespalten durch die unterschiedlichen Orthodoxien. Wie feindselig haben Sie die Stimmung wahrgenommen?

**Feige:** Bis zum Ende der Sowjetunion gehörte die gesamte Orthodoxie in der Ukraine zu Moskau. Erst durch die Freiheitsbestrebungen hat sich das dann differenziert. Zeitweise gab es drei verschiedene orthodoxe Kirchen. Und in der jüngsten Zeit, nach dem Eingreifen des

Ökumenischen Patriarchats, hat sich das auf zwei orthodoxe Kirchen hin entwickelt. Die eine ist die „Ukrainische Orthodoxe Kirche“, die zum Moskauer Patriarchat gehört, und die andere ist die „Orthodoxe Kirche der Ukraine“. Und da gibt es natürlich zwischen beiden massive Spannungen. Aber der Krieg hat die Situation wieder verändert. Nun geht die „Ukrainische Orthodoxe Kirche“ auf eine gewisse Distanz zu Moskau. Sie hat aber bisher nicht die so genannte Autokephalie erklärt. Von daher zweifeln manche, ob die Distanzierung auch nachhaltig ist.

**Cicero:** Wie wirkt sich der Krieg auf das Leben der Gläubigen aus?

**Feige:** Der Krieg macht ja nicht an konfessionellen Grenzen halt, sondern betrifft alle Gläubigen und ihre Kirchen. Dazu gehört dann auch die mit Rom verbundene Griechisch-katholische Kirche, die von Stalin liquidiert worden ist und jetzt wieder ein wichtiger Faktor geworden ist. Römisch-Katholische Christen sind in der Minderheit, meistens sind es Polen, die in der Ukraine zuhause sind.

**Cicero:** Es gibt in der Orthodoxie diese nationalkirchliche Tendenz. Gibt es auch von ukrainischer Seite den Versuch, die Orthodoxe Kirche im Krieg zu instrumentalisieren?

**Feige:** Sicherlich ist es problematisch, wenn der Staat versucht, anhand der Konfession Freund und Feind auszumachen. Der Staat muss die Religionsfreiheit respektieren. Gerade in der letzten Zeit gab es aber Aktionen, um die „Ukrainische Orthodoxe Kirche“ des Moskauer Patriarchats zurückzudrängen.



Dialogrunde zwischen Deutscher Bischofskonferenz und Moskauer Patriarchat 2016 in St. Petersburg unter Leitung von Erzbischof Feofan Galinskij (2.v.l.) und Bischof Gerhard Feige.

**Cicero:** Sie stammen aus der DDR und interessieren sich seit Jahrzehnten für die Orthodoxie. Woher kommt Ihr Interesse?



Als Student 1975 in Bulgarien unterwegs.

**Feige:** Das hat bei mir in Studentenzeiten begonnen. Wir konnten ja nicht in den Westen reisen, sondern nur Richtung Osten. Über einen Dozenten in unserem Seminar in Erfurt habe ich Kontakte, zum Teil konspirativer Art, zu Vertretern östlicher Kirchen bekommen. Mit diesen ersten Adressen bin ich dann als Student in Rumänien und Bulgarien unterwegs gewesen, um die Orthodoxie vor Ort kennenzulernen. Später bekam ich als katholischer Priester auch die Erlaubnis, den byzantinischen Ritus zu feiern. Und so habe ich an verschiedenen Orten der DDR diese Liturgie gefeiert, um auch diese andere Form des Christseins bekannt zu machen.

**Cicero:** In Deutschland sind sie bekannt für ihren Reformwillen, so können Sie sich das Priesteramt der Frau vorstellen. Die Orthodoxie wird hingegen bei uns gerade als besonders konservativ wahrgenommen. Wie passt das zusammen?

**Feige:** Man darf die Orthodoxie nicht darauf festlegen, dass sie nur aus Tradition und Dogma besteht, sondern es gibt in ihr auch Veränderungen. Aber Sie haben ja recht, da ist ein gewisser Widerspruch. Man könnte

auch sagen, dass zwei Seelen in meiner Brust wohnen. Papst Johannes Paul II. hat ja von den zwei Lungenflügeln Europas gesprochen, dem östlichen und dem westlichen. In Zeiten wie diesen brauchen wir dringend Vermittler zwischen Ost und West. Wir müssen auch Verständnis für konservative Positionen haben und uns mit allen an einen Tisch setzen, ohne Unterschiede zu verleugnen.

**Cicero:** Sie sind Bischof von Magdeburg in Sachsen-Anhalt. Warum gibt es offenbar in den neuen Bundesländern in der aktuellen Kriegssituation immer noch mehr Verständnis für Russland als im Westen?

**Feige:** Das ist auch für mich selbst nicht ganz leicht zu verstehen, denn so beliebt waren die sowjetischen Besatzungstruppen bei uns auch nicht. Und wir haben in der Schule ab einer bestimmten Klasse alle Russisch lernen müssen, aber die wenigsten konnten und wollten es sprechen. Vielleicht gibt es die tiefsitzende Erfahrung, dieser Besatzung über Jahrzehnte nicht entkommen zu können. Offenbar nehmen manche Russland als so eine Macht wahr, der man sich ganz einfach beugen muss. Sicher spielen auch antiamerikanische Aversionen eine Rolle. Und dann gab es über Jahrzehnte dieses positive Verhältnis zur russischen Kultur. Auch ich habe doch fast alles von Tolstoi und Dostojewski gelesen. Und auf einmal wird das massiv in Frage gestellt.

**Cicero:** Sie plädieren nun aber als Bischof für Waffenlieferungen an die Ukraine?

**Feige:** Zur Selbstverteidigung gegenüber einem brutalen Aggressor halte ich das für vertretbar. Tragischerweise lässt sich keine Lösung benennen, bei der man schuldlos rauskäme. Auch ein radikaler Pazifismus nimmt Unrecht, Gewalt und Opfer in Kauf. Doch das ist keine konfessionelle Sache. Das Ringen darum geht mitten durch die Kirchen. Selbstverständlich steht für uns Christen aber ein „gerechter Frieden“ an erster Stelle. Dieses Ziel darf nicht aus den Augen verloren werden.

# Im Kreuz ist Leben

Predigt zur Diözesanversammlung der Malteser am 1. April 2023

## Der Skandal des Kreuzes

In unseren Breiten sind Kreuze nach wie vor keine Seltenheit. Wir finden sie nicht nur in Kirchen und auf Friedhöfen; sie zieren auch Wegränder und Berggipfel, mancherorts sogar Schulzimmer und Gerichtssäle. Viele Christen hängen oder stellen sich ein kleines Kreuz in ihre Wohnung; andere verwenden es als dezentes Schmuckstück oder auffälligen Modeartikel. Einige fühlen sich inzwischen durch Kreuze provoziert, prozessieren dagegen, karikieren oder schänden sie. Erst vor einigen Tagen machte die öffentliche Kritik an einer Nachrichtensprecherin Schlagzeilen, die bei einer Sendung eine Kette mit einem Kreuz getragen hatte. Und dann heißt es auch noch für bestimmte Lebenssituationen, man habe ein schweres Kreuz zu tragen. Mit dem Zeichen des Kreuzes verbindet sich vieles: christliches Bekenntnis und europäische Kultur, banale Gewohnheiten und existentielle Herausforderungen, Leid und Tod, Anpassung und Widerstand, Niederlage und Sieg, Trost und Zuversicht.

Schon von Anfang an hat die Botschaft vom Kreuz unterschiedliche Reaktionen ausgelöst. Das beschreibt auch der Apostel Paulus in seinem ersten Brief an die Gemeinde in Korinth. Darin verkündet er „Christus als den Gekreuzigten“ und betont leidenschaftlich, dass das „für Juden ein Ärgernis, für Heiden eine Torheit, für die Berufenen aber ... Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit (1,23f)“ ist. Damals galt der Tod eines Menschen am Kreuz als Zeichen dafür, dass dieser von Gott verflucht war. Entsprechend ist auch ein Graffito aus der Zeit um 125 n. Chr. zu verstehen, das am Palatin-Hügel in Rom entdeckt wurde. Zu sehen ist dort ein gekreuzigter Mensch mit einem Eselskopf; darunter steht – sicher in spöttischer Absicht – geschrieben: „Alexamenos betet seinen Gott an.“ Immer wieder wurde seitdem gegen eine derartige Vorstellung polemisiert. Auch der Philosoph Friedrich Nietzsche, der im 19. Jahrhundert lebte, empfand die Verehrung eines Gekreuzigten als unerträglich. Darum hat er die frommen Christen auch als „Dunkler und Munkler und Ofenhocker“ verhöhnt, „die krumm zum Kreuze kriechen“, die – nach heutigem Verständnis dessen – klein begeben, sich nicht

trauen, stumm den Nacken beugen, sich ducken, unterwerfen, ergeben. Was hat eine Religion schon zu bieten, deren ganze Hoffnung auf einem Messias liegt, der nicht mal den eigenen Tod verhindern konnte; mehr noch, der einen so würdelosen Tod erfahren hat?

Zu jeder Zeit hat das Kreuz herausgefordert. An ihm scheiden sich auch heute noch die Geister.

### Das Kreuz als Aushängeschild

Für Sie, liebe Malteser, ist das Kreuz jedoch kein Ärgernis, sondern sogar ihr Erkennungszeichen. Auf dem Hintergrund eines Schildes tragen Sie es für alle deutlich wahrnehmbar auf Ihrer Kleidung. Dabei gibt es unterschiedliche Deutungsweisen für seine besondere Form.

In einer Deutung steht jede der acht Spitzen für eine Seligpreisung, wie sie zu Beginn der Bergpredigt formuliert sind. Selig – beziehungsweise glücklich – werden dort die genannt, die sich vom Leid der Welt berühren lassen und der Logik der Ungerechtigkeit und Gewalt widersetzen. Der Einsatz für eine andere Welt und die Kritik an egoistischen Strukturen bringt Menschen aber oft nicht Ansehen und Glück, sondern Ausgrenzung und den Zorn derer, die davon profitieren. Die vier nach innen liegenden Spitzen dagegen verweisen auf die vier Tugenden Klugheit und Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maßhaltung. Sie verkörpern



Haltungen, die es für den Weg derer braucht, die sich in den Augen Jesu als die Glücklichen verstehen können. Sich darauf einzulassen, kann und soll das Malteserkreuz mit dazu beitragen.

Eine andere Deutung sieht in den acht Spitzen einen Hinweis auf das vielfache Elend der Menschen: Krankheit und Verlassenheit, Heimatlosigkeit und Hunger, Schuld und Lieblosigkeit, Gleichgültigkeit und Unglaube. Keine dieser Formen menschlichen Elends ist seit der Gründung der Malteser im 15. Jahrhundert aus dem Erfahrungsbereich des Menschen verschwunden. Im Gegenteil! Bis heute ist es uns als Weltgemeinschaft nicht gelungen, diese Übel zu beseitigen.

Ihr Wirken als Malteser bleibt deshalb auch heute noch von großer Bedeutung. Und ich bin dankbar für all das Gute, dass Sie für die Menschen im Gebiet unseres Bistums tun. Der Dienst an den Nächsten ist ein Dienst in der Nachfolge Jesu. Was das bedeutet, haben wir im Evangelium gehört: „Wenn einer hinter mir hergehen will, verleugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ (Mk 8, 34) Nachfolge ist zunächst mit einem großen Zutrauen und einem hohen Maß an Freiheit verbunden. Da ist nicht von „müssen“ oder „sollen“ die Rede, sondern von „wollen“. Zur Nachfolge sind wir in aller Freiheit eingeladen. Denn es braucht eine innere Bereitschaft, die eigene Selbstbezogenheit aufzugeben und sich ganz an Christus zu orientieren.



Beim Grußwort der Magdeburger Oberbürgermeisterin, Simone Borris.



Nachfolge fordert auf, den Blick zu weiten und die Augen vor dem Kreuz der Menschen nicht zu verschließen, sondern es mitzutragen.

### Im Kreuz ist Leben

In Jesus am Kreuz sehen wir zunächst zwar den leidenden und gequälten Herrn, tiefer blickend sehen wir aber auch seine Größe und Herrlichkeit. Selbst in dieser Situation bleibt er noch souverän, sagt sich nicht von seinen Freunden los, die ihn verlassen haben, und bleibt selbst denen in Liebe verbunden, die ihn dem Tod überliefern. Damit verkörpert er das wahre Bild des Menschen, das Ebenbild Gottes. Gott hat ihn – wie Paulus sagt – „über alle erhöht“ (Phil 2, 9). Er hat ihn durch den Tod hindurch ins neue Leben hinein verwandelt. Ja, letztendlich ist es Gott selbst, der in Jesus Christus das Leid der Welt auf sich nimmt und es dadurch im Innersten überwindet.

Darum präsentieren und empfehlen wir das Sinnbild des Kreuzes gewissermaßen jedem und jeder. Damit verherrlichen wir nicht das Leiden – und wir vergessen auch nicht triumphalistisch die Nöte unserer Zeit. Wir rühmen uns aber des Kreuzes Christi, weil es zum Ausdruck bringt, dass der Tod keine Macht mehr hat und alles Übel dieser Welt ein Ende nehmen wird. Es ist für uns nicht mehr nur ein Zeichen des Leidens und der Schande, sondern auch und vor allem ein Zeichen des Sieges und der Hoffnung.

In der Torheit des Kreuzes leuchtet uns die Liebe Gottes auf. Das kann uns Kraft zum Leben geben. Das kann unsere Blickrichtung ändern. Das kann uns helfen zu erkennen, dass wir in der Nachfolge Jesu Christi schon jetzt vom Tod zum Leben übergehen. Unzählige sind so trotz aller Nöte und Leiden nicht bitter geworden oder zerbrochen, sondern haben im Blick auf das Kreuz Hilfe und Trost, Stärke und Zuversicht gefunden.

Morgen beginnt mit dem Palmsonntag die Karwoche. Der feierliche Jubel, der Jesus beim Einzug in Jerusalem entgegengebracht wird, schlägt wenig später in Rufe gegen ihn um. Aus dem „Hosianna“ wird das „Kreuzige ihn!“ In verdichteter Form findet das ganze menschliche Leben in diesen Tagen seinen Ausdruck: Verantwortung und Freiheit, Gemeinschaft und Verrat, Solidarität und Ausgrenzung, Leid und Schmerz, Tod und Auferstehung. Am Ende steht aber die Botschaft von

Ostern: dass selbst in der größten Not jemand uns zur Seite steht und mit uns geht und dass das Leben stärker ist als der Tod. „Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung“ (GL 296) so lautet ein Kehrvers, der besonders in der Liturgie der Karwoche gesungen wird. Es ist und bleibt eine paradoxe Botschaft, aber eine, die den Widersprüchen des Lebens einen Sinn zu geben vermag.

Tragen Sie also weiter sichtbar für alle das Kreuz in diese Welt und machen Sie mit Ihrem Tun seine hoffnungsvolle Botschaft gerade den Menschen erfahrbar, die Ihrer Hilfe bedürfen.



Segnung der neuen Einsatzfahrzeuge des Malteser Hilfsdienstes.

# „Jesus war kein Postbeamter“

Predigt beim Dies sacerdotalis 2023

„Jesus war kein Postbeamter!“ Manchen von uns wird dieser Ausspruch noch in Erinnerung sein. Er stammt von Professor Heinz Schürmann, der lange Zeit den Lehrstuhl für Neues Testament in Erfurt innehatte. Mit diesem Vergleich oder dieser Abgrenzung hat er uns Priesteramtskandidaten in seinen Vorlesungen vor etwa 50 Jahren provoziert und zum Nachdenken angeregt. Sicher bezweckte er nicht, jemanden, der bei der Post arbeitet, zu verunglimpfen, oder Beamte generell zu kritisieren. Was aber wollte er dann damit zum Ausdruck bringen? „So einen gibt es nicht noch einmal“ – sollte das bestimmt heißen – „einzigartig, die Überbietung aller vorherigen Propheten, von vielen als Messias und Erlöser angesehen, voll des Geistes, Gott gleich und Diener aller“. Damit könnte aber auch gemeint sein: Dienst nach Vorschrift und ein durchgetakteter Terminkalender waren Jesus fremd; Gesetze, die nur der Sache, aber nicht den Menschen dienten, damit sie wachsen und das Leben in Fülle erfahren können, hat er keine Beachtung geschenkt. Viel eher erfahren wir Jesus in den Erzählungen der Evangelien gewissermaßen als einen Freigeist – frei von den Zwängen eines Idealbildes seiner Person und von den unterschiedlichen, teils widersprüchlichen Erwartungen, die man an ihn stellte. Andererseits war er aber auch kein Gelegenheitsarbeiter, nicht sprunghaft in seinem Dienst an den Menschen, sondern – eins mit seinem himmlischen Vater – verbindlich in der Lehre und der Botschaft vom Reich Gottes.

„Jesus war kein Postbeamter.“ Und wie sieht das mit uns aus, liebe Mitbrüder, die wir einstmals angetreten sind, ihm in besonderer Weise nachzufolgen? Als wir unseren Dienst begonnen haben, hatten wir sicher noch mehr Ideale und gute Vorsätze als jetzt. Inzwischen sind viele auch müde geworden, haben den Anfangsmut verloren und manche Hoffnung begraben. Sagen wir nicht manchmal mit den Worten Jesajas: „Vergeblich habe ich mich bemüht, habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan“ (Jes 49, 4)? Dazu beigetragen haben sicher die kirchlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte und Jahre: der Missbrauchsskandal und seine Folgen, der Verlust an Glaubwürdigkeit und Autorität, dramatische Um- und

Abbrüche in vielen Bereichen, Polarisierungen und Radikalisierungen, Gläubigen- und Glaubensschwund, Personal- und Finanzprobleme, Existenzsorgen und Zukunftsängste. Hinzukommen noch die immer größer werdenden bürokratischen Anforderungen. Zweifellos braucht die Komplexität der heutigen Welt eine stärkere rechtliche Orientierung, muss sich auch unsere Kirche als Körperschaft öffentlichen Rechts vielem davon konstruktiv stellen. Das kann sehr belastend sein, ist aber oftmals unumgänglich und manchmal sogar hilfreich.

Als problematisch sehe ich aber auch die zunehmende innerkirchliche Bürokratisierung an. Man braucht bloß in unser Amtsblatt zu schauen und kann nur staunen, wieviel arbeitsrechtliche Regelungen und tarifliche Vereinbarungen ich immer wieder zu unterschreiben habe und welchen Stellenwert das inzwischen im Bewusstsein vieler einnimmt. Keine Frage! Es bedarf korrekter Absprachen und verlässlicher Bedingungen. In der Fülle der Verpflichtungen, Regelungen und Vorgaben könnten wir aber Gefahr laufen, den Kern unseres Tuns, den Dienst an den Menschen, immer mehr aus den Augen zu verlieren und in einem starren Formalismus lediglich noch Termine abzuhaken oder vorgeschriebene Leistungen zu erbringen. Geht es uns Seelsorgern und Seelsorgerinnen wirklich vor allem um die Botschaft des Evangeliums und das Heil des ganzen Volkes Gottes und derer, die noch nicht oder nicht mehr dazugehören, oder beschäftigen uns manchmal mehr unsere eigenen Befindlichkeiten, die Verteidigung unserer Identitäten und der Kampf um vermeintliche Rechte? Beschämend wäre es, wenn wir zu bloßen Verwaltern und Verwalterinnen des Reiches Gottes werden, nicht aber mehr die sind, die es in der Nachfolge Jesu verkünden und unter den Menschen erfahrbar werden lassen.

Zudem verspüren in der unüberschaubaren Gemengelage unserer Zeit nicht wenige die Sehnsucht nach klaren und eindeutigen Antworten. Dabei schauen auch einige Christinnen und Christen in die Vergangenheit zurück. In bekannten Strukturen und Mustern, in dem, was sie als Tradition verstehen, meinen sie in der Schnelllebigkeit unserer Zeit immer noch Halt und Geborgenheit finden zu können. Darin – so fürchte ich – werden wir aber unserem Auftrag als Kirche nicht mehr gerecht. Denn – so hat es ein Journalist (Joachim Frank) einmal formuliert – „Menschenfischer sollten die Apostel nach dem Willen Jesu sein. Manche Kirchenvertreter dagegen sind eher Mitarbeitende

eines Fischereimuseums: sie pflegen die historischen Exponate – und vernachlässigen die Fische.“

Damit aber wäre der Kirche etwas vom Geist des Anfangs verloren gegangen, vom Potential ihrer Botschaft, die Gesellschaft und die Welt aufzuwecken und zu verändern, der Ausgrenzung derer am Rande der Gesellschaft und der Ausbeutung der Schöpfung entschieden entgegenzutreten und den Suchenden ein Ort der Christusbegegnung zu sein. „Die Kirche“ erschiene so – wie es jemand (Hanna Jacobs) einmal ausgedrückt hat – „als Würdigungsverein statt als Oase für Müde und Beladene“ und damit letztendlich als „recht unerquicklich.“ Fast mag man ihr – wie es Johannes in der Offenbarung der Gemeinde in Ephesus vorwürft – zurufen: „Du hast deine erste Liebe verlassen.“ (Offb 2,4) Da Kirche aber kein abstraktes Gebilde ist und wir alle an ihr Anteil haben, das heißt für jeden und jede von uns, Ihr Antlitz verdunkeln oder zum Leuchten bringen können, müssten auch wir selbst uns fragen, wie es mit unserer ersten Liebe steht: ob sie erkaltet ist oder noch etwas ausstrahlt und wieder beleben kann.

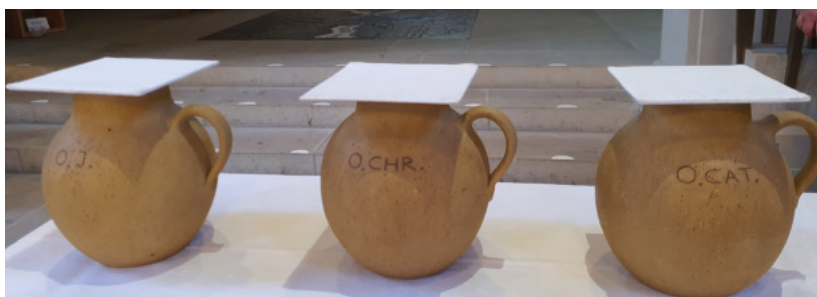
Lassen wir uns durch die Worte von der Berufung des Propheten Jesaja daran erinnern, was Nachfolge bedeutet: „Der HERR hat mich schon im Mutterleib berufen; als ich noch im Schoß meiner Mutter war, hat er meinen Namen genannt.“ (Jes 49,1) Der Ruf in die Nachfolge umfasst uns als ganzen Menschen. Er drückt sich nicht nur in der Position aus, die wir in der Kirche, die der Leib Christi ist, einnehmen, und beschränkt sich nicht auf den Dienst, den wir darin ausüben. Als Christinnen und Christen können wir die Nachfolge nicht ablegen, wenn wir zum Feierabend unseren Dienst beenden. Auf den Ruf Jesu zu hören und



sich ihm zu öffnen, sich auf ihn einzulassen, fordert uns in und mit unserer ganzen Existenz heraus und bleibt immer auch ein Wagnis, gewissermaßen ein Sprung des Glaubens (Sören Kierkegaard), der von uns verlangt, angenehme und bequeme Sicherheiten aufzugeben, und unser Vertrauen ständig neu auf die Probe stellt. „Du folge mir nach!“ sind die letzten Worte des Auferstandenen im Johannesevangelium. „Du folge mir nach!“ (Joh 21,22). So ruft er auch uns heraus, damit wir nicht zu kühlen und berechnenden Verwaltern und Verwalterinnen einer musealen Kirche werden, sondern mit Leib und Seele an der Verwirklichung des Reiches Gottes mitarbeiten.

„Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt“. Dieses Wort Jesu aus seiner „Antrittspredigt“ ist auch uns ins Herz geschrieben. Wir als Seelsorger und Seelsorgerinnen stehen mit unserer Existenz in besonderer Weise dafür ein, dass sich diese Zusage Jesu tatsächlich immer wieder sehr konkret erfüllt. Heute: das heißt für alle Menschen in jeder Lebenslage. Heute ist der Tag der Erlösung, einer Erlösung von jeder noch so drückenden Last und jeder noch so verfahrenen Situation. Deshalb ist es unsere Aufgabe, „den Armen eine gute Nachricht zu bringen, den Gefangenen Entlassung zu verkünden, den Blinden das Augenlicht, die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen und ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen“ (vgl. Lk 4, 18f.).

Das ist die wesentliche Sendung der Kirche und fordert uns immer wieder heraus. Wer in lebendiger Verbindung mit Jesus Christus bleibt, der wird auch die Kraft erhalten, Enttäuschungen und Lähmungen zu überwinden und den Menschen tatsächlich das Evangelium nahezubringen. Mögen viele durch unseren seelsorglichen Dienst, unsere Worte und Werke, ja durch unser ganzes Dasein etwas von seiner befreienden Botschaft verspüren und zu einem erfüllteren Leben kommen.



# „Alles wirkliche Leben ist Beziehung“ (Martin Buber)

Predigt zum Ostersonntag 2023

„Wann beginnt das Leben?“ Pointiert weitergefragt: „Bei der Empfängnis, bei der Geburt oder wenn die Kinder aus dem Haus sind?“ Leben wird hierbei jeweils unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet und verstanden: zunächst biologisch, dann zivilrechtlich und schließlich qualitativ, von der Verschmelzung zweier Keimzellen über die Erlangung der Rechtsfähigkeit als Person bis zur Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen.

Wie wir auf die Frage nach dem Leben antworten, hängt oft auch damit zusammen, wie unser eigenes Leben bisher verlaufen ist und was wir bei anderen wahrnehmen. Wer noch das Leben vor sich hat oder neues in sich trägt, hat ganz andere Erwartungen und Vorstellungen als jemand, der schon vom Alter gezeichnet ist und keine großen Sprünge mehr machen kann. Menschen, die sich angenommen und geliebt erfahren, haben womöglich ein anderes Verhältnis zum Leben als solche, die eher frustriert dahinvegetieren und kaum noch Aussicht auf glücklichere Zeiten haben. Manchmal ändert sich der Blick auf das Leben auch, wenn Menschen, die einem nahestehen, schwer erkranken und sterben oder andere plötzlich und unerwartet aus ihrem Leben gerissen werden. „Erst vor der dunklen Folie des Todes“ – so hat es Michael Triegel einmal formuliert – „wissen wir die Farben des Lebens zu schätzen.“

So unterschiedlich und vielfältig, wie wir Menschen sind, fallen auch die Bewertungen des Lebens aus. Recht anschaulich meint dazu in einem schwedischen Märchen ein Schmetterling: „Das Leben ist bunt und lauter Freude und Sonnenschein“. Der Adler dagegen hält es für „ein Streben nach oben“. Andere – wie der Maulwurf – sehen darin nur einen „Kampf im Dunkeln“ oder – wie die Wogen des Meeres – ein „vergebliches Ringen um Freiheit“. Vielleicht ist es auch – so die Meinung der Biene – ein „Wechsel von Arbeit und Vergnügen“ oder – wie es manche nach einer durchzechten Nacht empfinden könnten – „eine ständige Suche nach dem Glück und eine Kette von Enttäuschungen“. Derartig facettenreich kann das Leben nicht einfach in einer starren Definition festgehalten werden. Sicherlich muss es im medizinischen Bereich nachvollziehbare Kriterien geben, wann jemand noch lebt und

wann nicht mehr. Philosophisch kann der Begriff des Lebens aber immer nur erhellt werden (Karl Jaspers), ist eine Annäherung möglich, ohne aber mit einer unumstößlichen Sicherheit behaupten zu können: Das ist Leben, und nur das!

Wie wir Leben verstehen, prägt auch, wie wir uns zu aktuellen Debatten darüber positionieren. Das gilt nicht nur für jeden und jede Einzelne, sondern auch für den Blick, den wir als Gesellschaft auf das Leben haben. Wie verhalten wir uns zu der aktuellen Frage nach einem assistierten Suizid? Wie fällt die gesellschaftliche Bewertung hinsichtlich eines Schwangerschaftsabbruchs aus? Worauf sind wir als Solidargemeinschaft bereit zu verzichten, um ausreichend finanzielle Mittel für eine Kindergrundsicherung zu gewährleisten? Wie gehen wir mit Leben um, das nicht unseren üblichen Vorstellungen entspricht? Meistens steht ja der junge, gesunde, sportliche, hübsche und lustige Mensch im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Ältere, Geschwächte und Behinderte hingegen passen nicht so richtig in unsere leistungs- und spaßorientierte Welt und werden eher als Last angesehen. Damit erhöht sich auch der Druck, menschliches Leben, das krank sein könnte, bereits vor der Geburt auszuschalten. Besteht dabei nicht die Gefahr, dass Menschen mit Behinderungen sich künftig immer mehr diskriminiert fühlen müssen, weil sie ja eventuell zu verhindern gewesen wären? Schon seit längerem zeigt sich, wie sehr unsere Gesellschaft von solchen Fragen zwischen utopischer Erwartung und Furcht vor unkalkulierbarem Risiko erschüttert ist. Weitergedacht: „Werden Eltern behinderter Kinder eines Tages bestraft?“ oder: Wer hat eigentlich beschlossen, dass ein Mensch mit Down-Syndrom kein lebenswertes Leben hat?“ Andererseits war bisher auch die Meinung verbreitet, „dass kein Mensch über das Leben und den Tod eines Menschen verfügen darf, auch nicht der einzelne Mensch hinsichtlich seines eigenen Sterbens“. Inzwischen sehen es aber immer mehr sogar „als Ausdruck menschlicher Würde an, auch über den Zeitpunkt des eigenen Todes ... entscheiden zu können“.

Die Frage nach dem Leben ist eine Urfrage des Menschen. Auch in den Schriften des Alten und Neuen Testaments wird darum gerungen. Dabei zeigt sich durchgängig die Einsicht: Leben ist ein Geschenk; niemand hat es sich selbst gegeben und darf es sich selbst nehmen. In den Schöpfungserzählungen wird das besonders anschaulich zum Ausdruck gebracht: Gott als Quelle und Herr allen Lebens haucht dem Menschen



den Lebensatem ein. „In seiner Hand“ – so formuliert es Hiob (12,10) – „ruht die Seele allen Lebens und jeden Menschenleibes Geist.“ Und wenn Jesus im Johannesevangelium (14,6) von sich sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“, erweitert sich diese Vorstellung noch und macht deutlich: Das von Gott geschenkte Leben ist Leben in Fülle. Darum ist das Leben nicht nur dann lebenswert, wenn es in das Idealbild einer Gesellschaft passt, und auch nicht nur dann, wenn Körper und Geist in einer Weise funktionsfähig sind, wie es eine auf Leistung ausgerichtete Gesellschaft erwartet. Hilfreich, sich aus einer solchen engen Sichtweise zu befreien, könnte sein, wozu uns der Kolosserbrief (3,2) einlädt: „Richtet euren Sinn auf das, was oben ist, nicht auf das Irdische!“ Das klingt, als würde er uns zurufen: Erhebe deine Augen und schau über deinen Horizont hinaus; tritt in Beziehung zu den Menschen, die dich umgeben, und zu Christus, denn darin wirst du Leben erfahren und kannst sogar die Grenze des Todes überschreiten. Denn die Frage nach dem Leben bleibt meist nicht unberührt von der Frage nach dem Ende des Lebens – und von dem, was danach kommen wird. Schließlich erfahren wir unser menschliches Leben immer wieder als ungesichert (Peter Wüst) und zerbrechlich.

An Ostern fallen Ende und Anfang des Lebens zusammen. Ostern öffnet die Perspektive über den Tod hinaus, im Ende wird ein neuer Anfang sichtbar. Bis zur Himmelfahrt begegnen die Jüngerinnen und Jünger immer wieder dem Auferstandenen. Dabei lassen die Erzählungen von diesen Begegnungen in der Schrift erahnen, dass sich das Leben



in einem neuen Gewand zeigt. Denn den Auferstandenen erkennen sie immer erst dann, wenn er mit ihnen in Beziehung tritt: als er Maria am Grab anspricht; als er sich auf dem Weg nach Emmaus beim Deuten der Schrift und im Brechen des Brotes zu erkennen gibt; als er den Männern und Frauen beim Fischen erscheint. Leben scheint nun vor allem Beziehung zu sein.

Was wir aber in unserem Leben erfahren und mit welcher Haltung wir gewirkt haben, hat auch Bedeutung für unsere Zukunft darüber hinaus. Das ewige Leben, das uns verheißen ist, beginnt ja schon jetzt. Man könnte es umschreiben als „die Fülle eines Lebens, das bruchstückhaft und begrenzt schon in den guten Erfahrungen des zeitlichen Lebens aufscheint und das auch im Protest gegen dessen Gefährdung erhofft wird“. Umso mehr liegt es in unserer Verantwortung, unser Miteinander so zu gestalten, dass möglichst viele schon im irdischen Leben eine Ahnung davon bekommen, was sie nach ihrem Tod noch vollkommener erwartet.

Früher – so heißt es in einer trefflichen Beschreibung – lebten die Menschen „40 Jahre plus ewig“, heute leben sie „nur noch 90 Jahre“. Ist man damit aber glücklicher und zufriedener? Oder anders gefragt: Schadet es, eine Aussicht beziehungsweise Hoffnung auf Vollendung zu haben? „Menschen“ – so hat es jemand (Stephan Holthaus) einmal ausgedrückt – „die an die Ewigkeit glauben, können gelassener sein. Sie leben vom Ziel her. Die Perspektive der Ewigkeit nimmt Druck von der Zeit.“ Dabei geht es nicht darum, sich angesichts des Elends und vieler ungelöster Probleme auf ein Jenseits verträsten zu lassen. Vielmehr macht die Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi Mut, sich nicht mit Tendenzen und Praktiken abzufinden, die sich gegen menschliches Leben richten, statt es zu schützen und zu fördern. Die Aussicht, auch selbst beim eigenen Sterben nicht sang- und klanglos im Nichts zu enden, sondern in Gottes Ewigkeit persönlich und gemeinschaftlich eine Zukunft zu haben, entkrampft, befreit und beflügelt. Wer daran glauben kann, wird sich nicht ins private Abseits flüchten oder drängen lassen, sondern vielmehr versuchen, das menschliche Zusammenleben und die Gesellschaft kreativ mitzugestalten.

In diesem Sinn ist Ostern eine freudige Verheißung und ein kraftvoller Impuls zu einem beziehungsreichen Leben, zu Hoffnung und Zuversicht.

# Kirchliche Sendung, Auftrag und Rückhalt

Predigt bei der Verleihung der Missio canonica 2023

## 1.

Liebe Religionslehrer und -lehrerinnen, die Sie heute die Missio canonica bekommen, liebe Schwestern und Brüder,

„Wie wäre es, gebildet zu sein?“ Diese Frage stammt von Peter Bieri, einem Philosophieprofessor, der den meisten vermutlich eher unter seinem Pseudonym Pascal Mercier und durch den Bestsellerroman „Nachtzug nach Lissabon“ bekannt ist. Gebildet zu sein, darunter versteht er nicht etwa ausgebildet zu sein, um etwas zu können. Bildung ist für ihn vielmehr die Voraussetzung dafür, um etwas zu werden, um auf eine bestimmte Art und Weise sich in der Welt zurechtzufinden. Dazu bedarf es – so könnte man seine Überlegungen zusammenfassen – eines fundierten Welt- und Selbstbewusstseins.

Die Überfülle dessen, was in dieser Welt zu wissen ist, macht es notwendig, sich in ihr orientieren zu können, einen Sinn dafür zu entwickeln, was in etwa die Proportionen sind: Gibt es eher 40 oder 400 Sprachen? Wann begann das Mittelalter? Und was kennzeichnet die Neuzeit? Eine



Weltorientierung zu besitzen, bedeutet gleichzeitig aber auch zu wissen, wann es auf Genauigkeit ankommt und was die entscheidenden Fragen sind. Dazu gehören solche wie: Was genau ist gemeint, worüber geredet wird? Woher wissen wir, dass etwas so ist, wie man es darstellt? Dann ermöglicht ein Weltbewusstsein, eine Weltorientierung, was Bieri eine „gedankliche Unbestechlichkeit“ nennt; befähigt es dazu, sich selbst ein Bild zu machen und fake news zu entlarven; es befähigt Menschen, unabhängig zu sein, und eröffnet Gestaltungsräume.

Auch ein Wissen um sich selbst macht Menschen handlungsfähig. Wer sich selbstbestimmt im Wollen und Erleben erfährt, kann sich mit sich selbst auseinandersetzen und auch anderen ohne Angst begegnen. Wer um die eigene Kontingenz weiß, die Zufälligkeit, an einem bestimmten Ort und in einem bestimmten Kulturkreis aufgewachsen zu sein, kann der kulturellen Vielfalt begegnen, ohne das Eigene absolut setzen zu müssen.

Gebildet zu sein, dazu trägt auch religiöse Bildung bei. In einer globalisierten Welt wie der unseren begegnen sich Menschen unterschiedlicher religiöser Überzeugungen. Viele Auseinandersetzungen haben ihre Wurzeln in diesen Begegnungen, sind von religiöser Intoleranz geprägt und beruhen nicht selten auf Unkenntnis und Unwissen sowie fehlendem Verständnis. Ein gegenseitiges Verstehen bildet aber die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben. Dem Religionsunterricht kommt deshalb eine wichtige Funktion für eine demokratische Gesellschaft zu. Denn er soll grundlegende Kenntnisse der Religionen und Weltanschauungen vermitteln und für die Bedeutsamkeit des menschlichen Fragens nach Wert und Sinn sensibilisieren. Somit kann er einen Raum dafür öffnen, dass sich junge Menschen bilden können, indem sie ein Welt- und Selbstbewusstsein entwickeln. Auf diese Weise vermag der Religionsunterricht für die Entscheidung, wie Menschen in der Welt sein wollen, wesentliche Impulse zu geben.

## 2.

Richtungweisend für die eigene Lebensart ist für Christinnen und Christen immer wieder die Begegnung mit Jesu Botschaft vom Reich Gottes. Darauf läuft letztlich alles hinaus. Das Reich Gottes – das schon angebrochen ist und doch noch aussteht – will zu einer bestimmten

Daseinsweise bewegen. Dafür wirbt der Täufer Johannes in der Wüste. Dort ruft er den Menschen zu: „Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe.“ (Mt 3,2) Dafür tritt Jesus mit seinem ganzen Wirken ein. Er verkündet es in der Bergpredigt, macht es erfahrbar in der Haltung, mit der er Menschen begegnet, und bezeugt es in seinem Handeln.

Aber was das Reich Gottes ist, findet sich nicht in Lehrbüchern oder Formeln. Es kann nicht auswendig gelernt werden, wird den Menschen nicht zum Lernen aufgetragen. Der Abschnitt aus dem Lukasevangelium (13, 18-21) legt uns diese Einsicht nahe. Es braucht eine Übersetzungstätigkeit in die Erfahrungswelt der Menschen. Deshalb knüpft Jesus an Bekanntes an: Ein Senfkorn, das eingesät wird, wächst zu einem Baum; ein Sauerteig, dem Mehl und Wasser zugeführt wird, durchwirkt den Teig und kann schließlich zu einem Brot gebacken werden. Damit haben Menschen in ihrem alltäglichen Tun Erfahrung. Obwohl es wahrscheinlich nicht seine eigene Erfahrungswelt ist, ist Jesus aber vertraut mit der ganz konkreten Lebenswirklichkeit der Menschen. Das gibt ihm die Möglichkeit, die Menschen – so wird es oftmals formuliert – dort abzuholen, wo sie stehen. Schließlich muss, was wesentlich ist, was dem Leben Richtung und Orientierung gibt und einen Sinnhorizont eröffnen will, mit den Menschen etwas zu tun haben und eine Anschlussmöglichkeit bieten. Dann kann es Wurzeln schlagen und Flügel verleihen und damit dem Leben dienen.

Ist das Gleichnis vom Sauerteig – zusammen mit dem Senfkorngleichnis – nicht ein wunderbar sprechendes Gleichnis für Ihren Dienst, liebe Religionslehrerinnen und -lehrer? Die Mehrzahl der Schülerinnen und Schüler, denen Sie im Unterricht begegnen, ist weder mit dem Glauben noch mit dem kirchlichen Leben vertraut. Viele kennen weder das Kreuzzeichen noch das Vaterunser. Oft nehmen sie die Kirche – wenn überhaupt – nur über die Medien wahr. Und auch wenn sie aus einem christlichen Elternhaus stammen, lässt sich zumeist nicht viel voraussetzen, auch wenn die Kinder zur Erstkommunion gegangen sind. Oft sind die Eltern in religiösen Fragen selbst verunsichert und überlassen derartiges lieber den „Fachleuten“. Dazu kommt unser areligiöses Umfeld. Inzwischen gehören über 80 % der Menschen hierzulande keiner Religionsgemeinschaft an. Ihr Verhältnis zur Kirche ist teils gleichgültig distanziert, teils ablehnend, teils skeptisch, manchmal aber auch neugierig interessiert. Deshalb sehen sich die Schüler und Schülerinnen,

die in den Religionsunterricht kommen, über ihre eigenen Fragen und Zweifel hinaus auch oft mit der Skepsis oder dem Unverständnis ihrer unmittelbaren Umgebung konfrontiert. Insofern befinden Sie sich als Religionslehrerinnen und -lehrer zutiefst an der Schnittstelle zwischen Gesellschaft und Kirche. Dort können Sie – im Bild gesprochen – zum Sauerteig werden, der dem Ganzen einen eigenen Geschmack verleihen kann.

Jesu Rede in Gleichnissen eröffnet damit einen ganz eigenen Blick auf das, was Bildung bedeutet und von Peter Bieri ähnlich gedacht wird. In diesem Sinn ist auch zu verstehen, was Albert Einstein, Werner Heisenberg, Mark Twain und Edward Wood so zum Ausdruck bringen: „Bildung ist das, was übrigbleibt, wenn man alles vergessen hat, was man gelernt hat.“

### 3.

Liebe Religionslehrerinnen und -lehrer, Sie sind bereit, diese hoch anspruchsvolle Aufgabe zu übernehmen. Mit Ihrem Auftrag haben Sie Teil am Dienst der Verkündigung des Evangeliums, der der Sinn allen kirchlichen Handelns ist. Die Verleihung der *Missio canonica* ist ein Zeichen dafür, dass Sie Ihren Unterricht im Auftrag der Kirche tun. Ihnen wird diese verantwortungsvolle Aufgabe übertragen, weil Sie die Kompetenzen dafür im Studium und in der Ausbildung erworben haben und weil es ein großes Zutrauen in Ihre Fähigkeiten und Ihre Person gibt. Die Beauftragung soll Ihnen den Rücken stärken und Zeichen dafür sein, dass Ihr Dienst gewollt ist und mitgetragen wird. In diesem Sinn ist die *Missio canonica* „kirchliche Sendung, Auftrag und Rückhalt“ zugleich. „Die große Zahl engagierter und fachlich qualifizierter Religionslehrerinnen und -lehrer“ – so hat es Erzbischof Hans Josef Becker uns Bischöfen einmal deutlich gemacht – „gehört zweifellos zum Reichtum der Kirche in Deutschland, um den uns viele andere Bischofskonferenzen beneiden dürften.“

Liebe Religionslehrerinnen und -lehrer, ich danke Ihnen für Ihr Wirken an den Schulen im Gebiet unseres Bistums. Mögen Sie in Ihrem Tun immer wieder Bestärkung und Freude an der Weitergabe des Glaubens erfahren. Möge es Ihnen gelingen, jungen Menschen den Zugang zu mehr Bildung zu eröffnen, ihnen damit zu helfen, Halt und Orientierung

zu finden, ihren Horizont zu erweitern und ihr Bewusstsein zu vertiefen. Dazu wünsche Ich Ihnen viel Kraft und Elan, Freude und Zuversicht – vor und in allem aber Gottes reichen Segen.



Acht Religionslehrerinnen und -Lehrer erhielten von Bischof Dr. Gerhard Feige die Missio Canonica. Darüber freuten sich auch der Vorstand der Edith-Stein-Schulstiftung Steffen Lipowski und die Referentin Patricia Erben-Grütz.

# Verhältnis war schon ermutigender und hoffnungsvoller

Interview von Steffen Zimmermann  
zum schwierigen Verhältnis von Ost und West  
in: katholisch.de vom 2. Mai 2023

Erst der zornig geschriebene Bestseller „Der Osten. Eine westdeutsche Erfindung“, dann die Aufregung um die abfälligen Äußerungen von Springer-Chef Mathias Döpfner über Ostdeutschland und die Ostdeutschen. Über drei Jahrzehnte nach der Wiedervereinigung diskutiert Deutschland wieder einmal über das schwierige Verhältnis von Ost und West. Im Interview mit katholisch.de bringt der Magdeburger Bischof und gebürtige Hallenser Gerhard Feige seine Perspektive in die Debatte ein. Dabei spricht der 71-Jährige auch über die herausfordernde Lage der katholischen Kirche in Ostdeutschland und das Verhältnis zwischen den ost- und westdeutschen Bistümern.

katholisch.de: Bischof Feige, die Wochenzeitung „Die Zeit“ hat kürzlich Chatnachrichten und E-Mails des Springer-Chefs Mathias Döpfner veröffentlicht, in denen sich dieser unter anderem abfällig über Ostdeutschland und die Ostdeutschen geäußert hat. So hat Döpfner laut „Zeit“ etwa geschrieben: „Die Osis sind entweder Kommunisten oder Faschisten. Dazwischen tun sie es nicht. Eklig.“ Was haben Sie gedacht, als Sie davon erfahren haben?



Steffen Zimmermann von katholisch.de.

Feige: Wie primitiv, arrogant oder gehässig muss jemand sein, der sich so äußert! Für mich ist das eher ein Ausdruck der Geistes- oder Gemütslage des Verfassers als eine ernstzunehmende Kritik. Bedauerlicherweise reihen sich solche platten Sprüche in die



gesellschaftliche Gesamtsituation ein, auch in den kirchlichen Bereich. Wieviel Schwarz-weiß-Malerei gibt es doch zunehmend, wieviel Vorurteile und Klischees, Verschwörungsmymen und Falschmeldungen, Verdächtigungen und Unterstellungen, Hetze und Hass. Gewissermaßen also „nichts Neues unter der Sonne“!

**katholisch.de:** Sie sind selbst Ostdeutscher. Haben Döpfners Aussagen Sie verletzt?

**Feige:** Geärgert habe ich mich schon. Aber was soll's! Inzwischen empören sich viele über alles Mögliche, was sie als diskriminierend empfinden. Dabei stoßen sie – weil ihr Anliegen im Mainstream liegt – oftmals auf großes Verständnis. Als ehemaliger DDR-Bürger hingegen muss man in so einem Fall befürchten, schnell als „Jammer-Ossi“ abgetan zu werden. Was bringt es also, so eine Entgleisung zu beklagen?

**katholisch.de:**Wie beurteilen Sie 33 Jahre nach der Wiedervereinigung das Verhältnis von Ost und West?

**Feige:** Tatsächlich war dieses Verhältnis in manchen Phasen schon ermutigender und hoffnungsvoller. Man sollte es aber auch jetzt nicht schlechter reden als es ist. Keine Frage, immer noch wirken Verwerfungen und Verwundungen aus der Zeit vor und nach 1990 nach, ist vieles weiterhin nicht zufriedenstellend, mangelt es an Verständnis und Verständigung. Außerdem kommen ständig neue Herausforderungen hinzu. Zugleich ist es aber auch auf beeindruckende Weise gelungen, unerwartete Ab-, Um- und Aufbrüche in gangbare Bahnen zu lenken und weiterführende Lösungen zu finden. Beachten sollte man auch, dass Ost und West keine starren Größen sind. Neben sogenannten „Ossis“ und „Wessis“ gibt es inzwischen zahlreiche „Wossis“ und Nachgeborene sowie Migranten und Migrantinnen. Von daher ist alles viel differenzierter zu betrachten. Auf jeden Fall bleibt es weiterhin eine dringliche Aufgabe, die Einheit Deutschlands noch konstruktiver und gerechter zu gestalten.

**katholisch.de:** Die Aufregung um Döpfners Aussagen fiel zusammen mit der Diskussion um das Buch „Der Osten: eine westdeutsche Erfindung“ des Leipziger Literaturwissenschaftlers Dirk Oschmann, das zuletzt mehrere Wochen auf Platz 1 der „Spiegel“-Bestsellerliste stand. Oschmann beklagt in dem Buch in zornigem Tonfall, dass der Westen

sich über 30 Jahre nach dem Mauerfall noch immer als Norm definiert und den Osten als Abweichung. Stimmen Sie ihm zu?

**Feige:** In gewisser Weise teile ich diesen Eindruck. Gerade in den ersten Jahren war das überdeutlich, mussten wir erst einmal lernen, uns im bundesdeutschen System zurechtzufinden bzw. uns ihm anzupassen oder uns in ihm zu behaupten. Während Ostdeutsche dabei von Anfang an Westdeutschland immer mitdenken mussten, war und ist dies für Westdeutsche nicht unbedingt nötig. Manches, was – wie etwa „Polikliniken“ – westlichen Vorstellungen nicht entsprach und zunächst aufgegeben wurde, ist inzwischen unter anderem Begriff – so im genannten Beispiel als „Ärztzentrum“ oder „Ärztelhaus“ – wieder zurückgekehrt und salonfähig. Auch verschiedene Ostprodukte haben wieder den Markt erobert. Sicher waren und sind in vielem für solche Entwicklungen westliche Vorgaben ausschlaggebend gewesen, andererseits hat man sich im Osten aber auch gern und freiwillig westlichen Gepflogenheiten angepasst. Wenigstens untergründig haftet es uns immer noch an, nicht ganz der Norm zu entsprechen.

**katholisch.de:** Haben Sie manchmal das Gefühl, sich für Ihre Herkunft aus dem Osten rechtfertigen zu müssen bzw. aufgrund Ihrer Herkunft anders behandelt zu werden als ein Westdeutscher?

**Feige:** Aufgrund meiner fast 40-jährigen DDR-Sozialisation kann ich nicht leugnen, dass ich verschiedene Prägungen und Sichtweisen mit mir trage, die nicht immer die besten Voraussetzungen dafür waren und sind, um mich „bestmöglich vermarkten“ oder bestimmte Aufgaben anstreben und erfüllen zu können. Damit gehe ich aber inzwischen selbstbewusst um und leide nicht mehr darunter. Manchmal offenbare ich meine Herkunft auch proaktiv, um zu verdeutlichen, warum ich etwas kritischer oder wenigstens anders sehe als andere. Insgesamt fühle ich mich aber in meinen Lebens- und Berufsfeldern weithin akzeptiert und sogar geschätzt.

**katholisch.de:** Oschmann kritisiert in seinem Buch auch, dass Medien, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft weiterhin von westdeutschen Personen und Perspektiven dominiert werden. Damit hat er ohne Zweifel recht. Wie problematisch ist diese westdeutsche Dominanz in zentralen Bereichen unserer Gesellschaft aus Ihrer Sicht?

**Feige:** Das kann förderlich sein, wenn dadurch die Qualität gehoben wird, belastend aber, wenn seilschaftartig nur die eigenen Leute nachgezogen und begünstigt werden. Bemüht man sich, die östlichen Verhältnisse zu verstehen, oder legt man ständig andere Maßstäbe an? Geht man sachgerecht und empathisch auf die regionalen bzw. lokalen Bedürfnisse ein – was übrigens überall gilt – oder nutzt man den Standort nur für die eigenen Interessen? Oftmals merke ich aber kaum noch, woher jemand kommt, und würde dies auch nicht zum ausschlaggebenden Kriterium einer Anstellung machen. Entscheidender ist ja die Bereitschaft, sich auf die Situation wirklich einzulassen und mit ostdeutschen Perspektiven fair und respektvoll umzugehen. Für mich ist es schon lange fast selbstverständlich, in meinem Umkreis Mitarbeitende mit westlicher Sozialisation zu haben. Andererseits ist freilich der „Besser-Wessi“ immer noch ein rotes Tuch. Insgesamt wäre es in verschiedenen Bereichen schon hilfreich und angebracht, mehr Ostdeutsche in führenden Positionen zu haben. Dadurch würde sich die gesellschaftliche Stimmung bei uns vielleicht auch etwas entspannen.

**katholisch.de:** Sie sind einer von derzeit nur zwei Diözesanbischöfen, die gebürtig aus dem Osten kommen, obwohl auf dem Gebiet der ehemaligen DDR heute insgesamt sechs Bistümer liegen. Auch hier dominieren also die Westdeutschen. Ärgert Sie das?

**Feige:** Der Vollständigkeit halber sollte man nicht vergessen, dass es neben uns beiden auch noch zwei Weihbischöfe mit ostdeutscher Herkunft gibt, in Erfurt und in Hamburg. Bei insgesamt etwa 65 Bischöfen machen wir damit ca. 6 Prozent aus. Schaut man auf alle katholischen Gläubigen in Deutschland, erscheint das im Vergleich dazu noch üppig, liegt der Anteil derer im Osten – einschließlich Westberlins – ja sogar noch darunter, bei etwa 3,8 Prozent. Aber Rechnerei hin und her! Ich glaube, dass auch hier gilt: Entscheidender ist die Identifizierung mit der übertragenen Aufgabe und der gute Wille, sich voll und ganz – mit Leib und Seele – darauf einzulassen. Schließlich zählen ja nicht nur die bisherigen Erfahrungen und Einsichten, sondern auch die vorhandenen Fähigkeiten und das Wissen darum, kein Alleinspieler sein zu müssen. Gemeinsam sind wir ja Kirche, unterschiedlich begabt, aber aufeinander verwiesen, aus allen Völkern und Nationen. Und das gilt auch für Nord- und Süddeutsche oder Rheinländer und Sachsen-Anhalter. Ich bin sogar

dankbar dafür, im Rahmen der Bischofskonferenz und darüber hinaus westliche Verbündete zu haben, die sich inzwischen in unseren Verhältnissen auch gut auskennen und ostdeutsche Anliegen manchmal noch überzeugender vermitteln können als ich.

**katholisch.de:** Trotzdem ist die katholische Kirche in Deutschland stark westdeutsch geprägt. Sie sprachen die geringe Zahl der Katholiken in Ostdeutschland an: Liegt die westdeutsche Dominanz nur darin begründet oder gibt es noch andere Gründe?

**Feige:** Sicher spielt das zahlenmäßige Übergewicht der westdeutschen Bistümer eine Rolle. Dazu gehören die immer noch vorhandenen enormen personellen, finanziellen und strukturellen Möglichkeiten mit großen Einrichtungen und einer Vielzahl von Tätigkeitsfeldern. Von Bedeutung waren und sind aber auch gewisse volksskirchliche Prägungen und die Mitgestaltung der Gesellschaft durch offizielle Stellungnahmen oder das politische Engagement vieler Christen und Christinnen. Hinzukommen die relativ einflussreichen Verbände als Interessenvertreter, in denen zahlreiche Katholiken und Katholikinnen organisiert sind. Im Osten haben diese nach 1990 nur vereinzelt und spärlich Fuß gefasst. Und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat seinen Sitz inzwischen zwar von Bonn nach Berlin verlegt, ist aber anscheinend nach wie vor nicht sonderlich am Osten interessiert. Auch der Synodale Weg war – so mein Eindruck – weitgehend eine westdeutsche Angelegenheit.

**katholisch.de:** Die Bischofskonferenz war mit ihrer Vollversammlung seit 1990 erst zweimal in Ostdeutschland zu Gast – 1996 in Schmochtitz und zuletzt in Dresden. Das spricht nicht gerade für eine große Wertschätzung des kirchlichen Lebens zwischen Ostsee und Erzgebirge. Hat die Bischofskonferenz den Osten zu wenig im Blick?

**Feige:** Das würde ich so nicht sagen. Seit der Wiedervereinigung Deutschlands erfahren wir insgesamt eine große Solidarität. Und manche Bischöfe haben auch ein spezielles Interesse am Osten entwickelt. Um unsere extremen Herausforderungen und unsere Situation aber wirklich zu verstehen, halte ich bischöfliche Vollversammlungen kaum für geeignet. Außerdem würden wir uns in Magdeburg gar nicht in der Lage sehen, eine solche auszurichten. Wirksamer wären stattdessen sehr persönliche Begegnungen und Gespräche sowie ganz konkrete Erfahrungen vor Ort. Neulich erst hatten wir Magdeburger mit dem

Geistlichen Rat von Paderborn einen solchen erfreulichen Austausch, und demnächst treffen wir uns wieder mit der Hildesheimer Bistumsspitze. Aber auch zahlreiche andere Gruppen kommen zu uns, um von unseren Entwicklungen und Überlegungen zu hören.

**katholisch.de:** Die Situation der Kirche in Ostdeutschland unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht stark von der Situation im Westen. Würden Sie sich wünschen, dass die ostdeutsche Perspektive mit all ihren Chancen und Problemen in der gesamtdeutschen Kirche noch stärker wahrgenommen werden würde?

**Feige:** Auf jeden Fall! Dabei sollte möglichst vielen – auch manchen Vertretern und Vertreterinnen der Medien – endlich einmal bewusstwerden, dass die katholische Kirche in Deutschland, die Bistümer und die Bischöfe nicht über einen Kamm geschoren werden können und dürfen. Oftmals besteht aber die Erwartung, dass wir im Osten auch all das vorweisen müssten, was potentere Bistümer im Westen sich leisten können. Zudem müssen wir – auch wenn wir dazu immer weniger in der Lage sind – in verschiedenen Bereichen dieselben Standards erbringen, wie die anderen; und die Herausforderungen nehmen immer mehr zu. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob beispielsweise – wie bei zahlreichen



Bischöfe und Generalvikare der ostdeutschen Bistümer.

westdeutschen Bistümern – ein Ordinariat bzw. Generalvikariat hunderte, vereinzelt sogar bis zu 1000 Mitarbeitende hat oder – wie bei uns – mit 68 die Probleme bewältigen muss. Manchmal habe ich schon gesagt, dass wir wahrscheinlich, wenn sich unser Bistum anderswo auf der Welt befinden würde, eine größere Überlebenschance hätten als in einem überregulierten und durchorganisierten Staat wie Deutschland. Mir geht es angesichts dessen nicht darum, bedauert zu werden. Ich erwarte aber, dass man unsere besonderen Verhältnisse besser zu verstehen sucht und uns nicht gelegentlich fälschlicherweise ausschmiert und ungerechtfertigt an den Pranger stellt. Frustrierend ist auch, für Konflikte in anderen Bistümern in Mithaftung genommen zu werden.

**katholisch.de:** Was könnten die Katholiken und die Bistümer im Westen von der Kirche im Osten lernen?

**Feige:** Darauf antworte ich ungern, weil mir sofort ein makabrer Spruch von früher einfällt, der lautet: „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen.“ Aber Spaß beiseite! Vielleicht ist es die Erfahrung, dass Kirche auch unter schwierigsten Bedingungen und mit geringen Mitteln schöpferisch und segensreich wirken kann.

**katholisch.de:** Ein großes Problem für die meisten ostdeutscher Bistümer sind die Finanzen. Ihre Diözese ist ebenso wie Görlitz stark abhängig vom sogenannten Strukturbeitrag, über den die westdeutschen Bistümer die ostdeutschen Diözesen seit gut drei Jahrzehnten finanziell unterstützen. Nach 2025 soll diese Unterstützung nach den derzeitigen Plänen wegfallen. Was würde das für Ihr Bistum bedeuten?

**Feige:** Dass wir so lange schon unterstützt werden, ist allen Dankes wert. Trotzdem ist in der Tat unsere finanzielle Situation bereits jetzt angespannt. Bei einem Haushalt von gegenwärtig etwa 35 Millionen Euro stammen nur ca. 45 % aus eigenem Kirchensteueraufkommen, mehr als 20 Prozent aus dem Strukturbeitrag und etwas weniger als 20 Prozent aus Staatsleistungen. Dabei ist das Pro-Kopf-Einkommen aus Kirchensteuern bei uns wesentlich niedriger als in anderen Bistümern, ein deutlicher Hinweis auf die mangelnde regionale Wirtschaftskraft und unsere soziologische Zusammensetzung. Hinzukommt noch, dass die Pro-Kopf-Ausgaben – besonders dann, wenn nur wenige Gläubige

auf einem großen Territorium und verstreut im ländlichen Raum leben – größer sind als anderswo. Mit dem Wissen darum, womit wir mindestens ab 2026 nicht mehr rechnen können, haben wir im vergangenen Herbst einen Haushaltssicherungsprozess gestartet. Darunter verstehen wir ein begrenztes und strukturiertes Verfahren mit dem Ziel, das Bistum wirtschaftlich nachhaltig und zukunftsorientiert aufzustellen. Besorgt machen uns dabei auch die Überlegungen und Diskussionen über eine mögliche Ablösung der Staatsleistungen. Radikale Finanzverluste oder Einsparungen würden uns äußerst empfindlich treffen. Sicher wäre das nicht unser Ende, aber wie es dann konkret weitergehen könnte, entzieht sich noch meiner Vorstellungskraft. Wir wollen aber auch weiterhin – wie wir es einmal formuliert haben – „eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. ... Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“

**katholisch.de:** Was wünschen Sie sich mit Blick auf die Finanzen von den westdeutschen Bistümern?

**Feige:** Auch im kirchlichen Raum ist die Tendenz zu verzeichnen, dass aufgrund der dramatischen Probleme die Eigeninteressen – d.h. „wir zuerst!“ – einen größeren Stellenwert bekommen haben. Früher konnte man noch darauf hoffen, in schwierigen Situationen vielleicht von dem einen oder anderen Bischof unterstützt zu werden. Inzwischen ist die Entscheidung über den Einsatz finanzieller Mittel immer mehr auf diesbezügliche Experten und Gremien übergegangen. Die aber denken und fühlen – einerseits verständlich, andererseits befremdlich – weithin nicht über den Tellerrand ihres Bistums hinaus. Dass das nach Umsetzung mancher Beschlüsse des Synodalen Weges leider eventuell sogar noch zunehmen wird, ist zu befürchten. Ich hoffe aber, dass man uns dennoch nicht fallen lässt und uns weiterhin so unterstützt, dass katholische Kirche auch in unserer Region lebensfähig, erfahrbar und wirksam bleibt. Dazu stehen mir nicht nur finanzielle Hilfen vor Augen, sondern auch Möglichkeiten, in verschiedenen Bereichen noch besser und vielfältiger kooperieren zu können.

